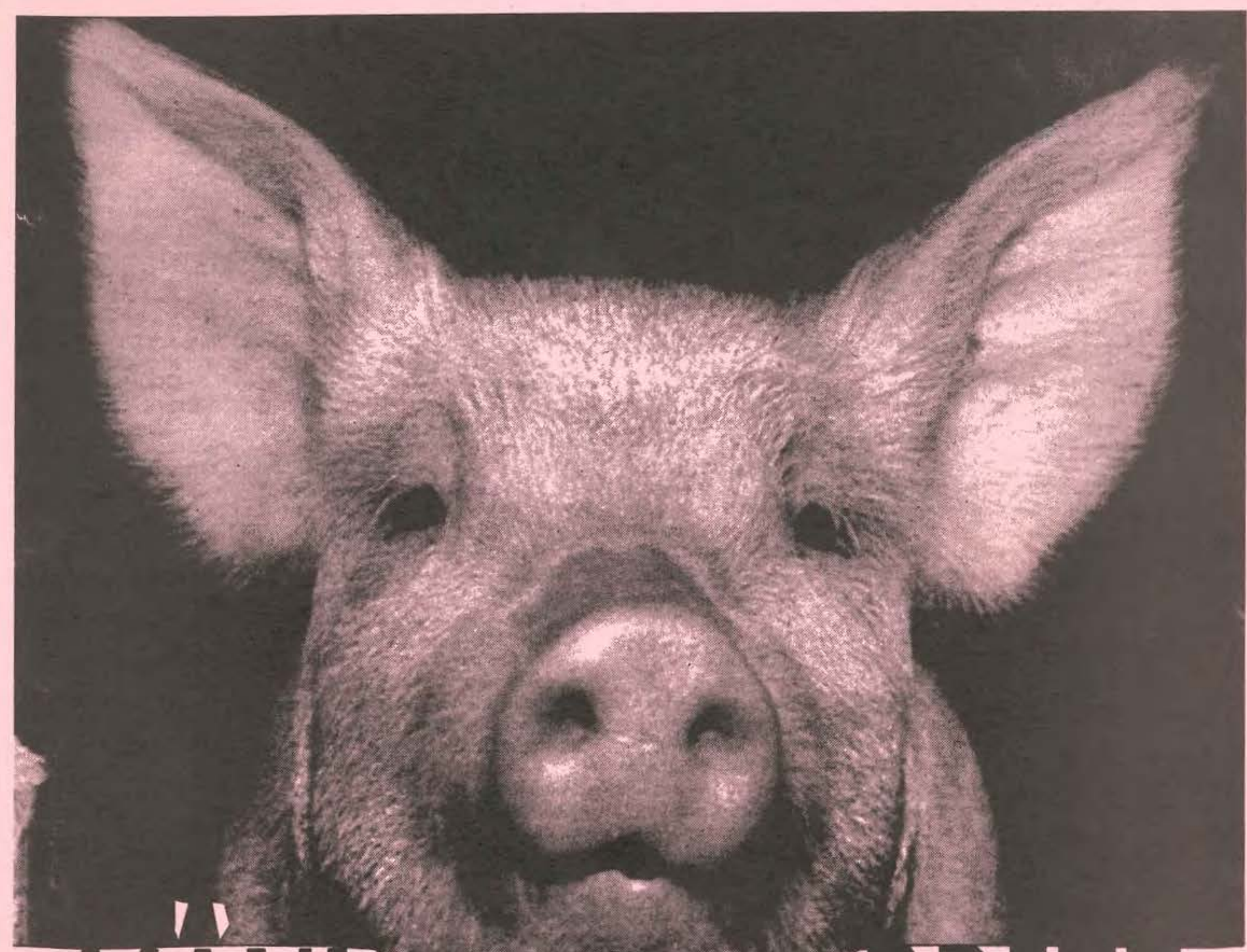


MÄNNERRUNDBRIEF

profeministisch - antisexistisch -

Nr. 16 - Mai 2001 - 6 Mark -

Impressum:
V.i.S.d.P.: A. Kemper
Postadresse:
Männerrundbrief
C/o Infoladen Bankrott
Dahlweg 64
48153 Münster
online: http://miglied.tripod.de/rboneline/index.html
eMail: MaennerRB@aol.com
Fax: 040 - 3603 351 307
Preis:
6,- DM pro Heft
Alte Ausgaben (Heft 1 - 15) kosten 3,- DM
Infoläden und WiederverkäuferInnen
ab 5 Exemplaren zahlen: 4,- DM pro Heft.
Erscheinungsweise:
Seit ´93 unregelmäßig, z.Zt.: 2mal pro Jahr
Abobedingungen:
Mindestens 5 Ausgaben im Vorraus bezahlen
Für dann 5,- DM das Heft = Mind. 25,- DM.
Bankverbindung:
A. Kemper
KontoNo.: 104 090 311
Sparkasse Münster
BLZ: 400 501 50

Inhalt:





Vorwort

Hallöchen!

Da habt Ihr aber aber Schwein gehabt, dass Ihr den Männerrundbrief in den Händen haltet! (siehe Titel) Uns stehen mittelgroße Umbrüche bevor, bei einer ganzen Reihe an Redmitgliedern ist die Zukunft ungewiß, v.a. was die Mitarbeit angeht. Unter anderem deswegen haben wir uns bemüht, verstärkt Teilredaktionen aus anderen Städten zu suchen. Bisher haben wir nur von Männern aus Berlin eine Rückmeldung erhalten, die sich in der Richtung vielleicht was vorstellen können. Wir sind immer noch offen für weitere Verstärkung aus anderen Städten!! - Meldet Euch bei uns.

Wie wir letztes Mal schon angeboten haben, können wir den Orgakram weiter übernehmen, wir sind offen für Eure Wünsche und sind in der Lage, flexibel Eure Innovationen zu integrieren ☺

auslösen. Konkret machen können wir das an dem Text „Aufbau und Funktion der männlichen Geschlechtsorgane“, der in der letzten Ausgabe nicht abgedruckt wurde, weil es Kontroversen um den Artikel gab, die wir wegen des scham- und angstbesetzten Themas keinen Konsens über die Art der Auseinandersetzung gefunden haben. Die wichtigste Kritik lautete, dass durch den Artikel eine Geschlechternorm aufgestellt wird, durch die zum Beispiel Intersexuelle oder Männer mit nur einem Hoden ausgeschlossen und diskriminiert werden. Wir sehen diese Gefahr und finden es dennoch gut, wenn Männer mehr Wissen über ihren Körper erwerben.

Andere Konfliktthemen in der Red. gibt es zwischen dem radikalen und dem liberalen „Lager“: so finden die einen es besser, naheliegendere Veränderungen zu probieren statt sich von der Maxime „Männlichkeit abschaffen!“ erdrücken zu lassen.







Ebenso wie diese hat die nächste Ausgabe keinen Schwerpunkt. Hatten wir eigentlich vor, weil wir denken, dass es Euch mehr zum Artikel schreiben anregt (geht uns auf jeden Fall auch so!). Wir haben die Diskussion um das Schwerpunktthema zu spät begonnen und uns nicht rechtzeitig einigen können. Im Gespräch waren zum Beispiel Männer und Kinder, Süchte von Männern, Männer in (Liebes)Beziehungen, Antifa und Männlichkeit. Texte zu diesen oder gerne auch anderen Themen sind herzlich willkommen!

Immer wieder mal tauchen auch innerhalb der Redaktion starke inhaltliche Differenzen auf. Bisher haben wir noch keinen kreativen und für alle stimmigen Weg damit gefunden. So führen wir wichtige Diskussionen zu wenig oder gar nicht, sicher auch aus Angst davor, dass die Konfrontationen starke persönliche Verletzungen

Das macht sich unter anderem aber auch daran bemerkbar, an wen wir uns richten wollen: an linksradikale Männer, genderbewegte StudentInnen, bürgerliche Männerforscher oder unserer kleinen Welt... Ein weiteres Gegensatzpaar ist das Privat-Politische (Ist der MRB auch eine Männergruppe? Schreiben wir in eigenen Texten viel über persönliche Erfahrungen oder besser theoretisch anspruchsvolle Texte?...)

Nachrichten aus der MünsterProvinz gibt es auch – das besetzte Zentrum wurde dieses Mal aber statt nach 6 Wochen schon nach 6 Tagen wieder geräumt. Ein Katzenstreik-Konzert zur Eröffnung gab es allerdings auch.

Apropos, die Verlosung der Platten für unsere NeuabonentInnen ist in Arbeit ☺

Das Vorwort hat uns die letzten Kräfte geraubt, aber nix für ungut: immer weiterkrabbelen!

Ciaocakao!

Oliver Geden, Johannes Moes

Idealtypen.

Ein Beitrag zu einer reflexiven Männlichkeitsforschung



Die Erforschung von Männern und Männlichkeiten hat im deutschsprachige Raum in den letzten Jahren erkennbar zugenommen. Unter dem weitgehend geteilten Label „Männerforschung" beginnt sie sich nun allmählich zu institutionalisieren, von großen Teilen der Frauen- und Geschlechterforschung argwöhnisch beäugt. Doch so marginal der Status der Männerforschung bislang auch noch sein mag, einen monolithischen Block bildet sie nicht. Weder ist sie in ihren theoretischen Ansätzen als homogene Einheit zu begreifen, noch stimmen die wissenschaftspolitischen Ziele verschiedenster Akteursgruppen miteinander überein. Gleichwohl werden theoretische wie wissenschafts-politische Auseinandersetzungen kaum offen ausgetragen. Möglicherweise besteht eine Art von „stiller Übereinkunft", mit solche Debatten zu warten, bis es der Männerforschung gelungen ist, sich als akademisch wie gesellschaftlich anerkannter Forschungsbereich zu formieren. Eine solche Form der Institutionalisierung wird, wenn sie denn gelingt, im Nachhinein immer als theoriegeleiteter Prozess interpretiert werden, in der sich die diskursmächtigsten Positionen und Fraktionen in geradezu naturwüchsiger Weise durchgesetzt haben.

Doch Wissenschaft kann - wie auch jede andere Form sozialer Organisation - als ein Feld verstanden werden, in dem individuelle wie kollektive Handlungspraxen offenen wie verdeckten Regeln und Normen folgen, die eng mit politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen verknüpft sind. Ein solche Perspektive - wie sie sich in der Wissenschaftsforschung in den letzten Jahren durchgesetzt hat - wird fast ausschließlich auf naturwissenschaftliche Disziplinen angewandt. Der Erkenntnishorizont der Sozial- und Kulturwissenschaften bleibt in der Regel unhinterfragt. Zwar werden dort einzelne Dimensionen wie der immer noch vorherrschende Androzentrismus problematisiert, die Gesamtheit der Strukturen und Prozesse innerhalb der „eigenen" Disziplinen gerät aber nur äußerst selten in das Blickfeld einer kritischen Reflexion.

Für eine Kritik des eigenen wissenschaftlichen Handelns bieten sich Konzepte einer „wissenschafts-theoretischen Reflexivität", wie sie vor allem von Pierre Bourdieu entwickelt wurden, aber auch in der Kulturanthropologie sowie der Frauen- und Geschlechterforschung diskutiert werden, an (vgl. Bourdieu/Wacquant 1996; Hark 1998; Annuß 1999).

Im Anschluss an eine kursorische Einführung dieses Ansatzes wollen wir ihn für die Analyse der Forschungen, die derzeit unter dem Label „Männerforschung" fungieren, nutzen, einem Forschungsbereich, in dem wir - neben anderen - selbst tätig sind. Wir werden dies in Form einer Idealtypisierung derjenigen Forschungsstrategien vornehmen, die sich im deutschsprachigen Raum ausmachen lassen.[1] Eine solche Herangehensweise begreifen wir nicht als den zentralen, sondern lediglich als einen der derzeit möglichen Wege, um die Diskussion und kritische Reflexion über die im Feld der Männerforschung vorgefundenen Strukturen, Perspektiven und Interessen zu befördern.

Pierre Bourdieu fasst Reflexivität als konstitutiven Bestandteil jeglicher wissenschaftlicher Arbeit auf. Sie dürfe keineswegs isoliert betrieben werden, es müsse vielmehr gelingen, eine kollektive Reflexion über die Mechanismen der wissenschaftlichen Praxis zu institutionalisieren. Seinen Ausgangspunkt bilden die von ihm so bezeichneten „Verzerrungen des soziologischen Blicks", die er vor allem in der sozialen Herkunft der Forschenden, deren jeweiliger Position innerhalb ihrer Wissenschaft und deren Stellung zu anderen Disziplinen verortet. Mit seinen Vorschlägen zur reflexiven Überwindung dieser „Verzerrungen" plädiert er für einen Theorie- und Methodenpluralismus entlang konkreter Problemstellungen; für die „relationale" Verortung aller Untersuchungsobjekte im gesellschaftlichen Raum; für einen radikalen Zweifel gegenüber sämtlichen im Mainstream der Gesellschaft als relevant betrachteten Fragestellungen sowie für eine Analyse der Interessen der einzelnen WissenschaftlerInnen. Zu ergänzen seien all diese Herangehensweisen noch durch eine Sozialgeschichte der Problemstellungen, Forschungsobjekte und Denkwerkzeuge (Bourdieu/Wacquant 1996).

Reflexivität ließe sich demnach also auf drei Ebenen fassen: Erstens im „klassischen" Sinne

[1] Die Einschränkung auf männliche Wissenschaftler ergibt sich aus der Art und Weise, in der wir das Feld der Männerforschung in unseren bisherigen Analysen gefasst haben (vgl. dazu unsere Ausführungen in Geden/Moes 2000). Dort diskutieren wir nicht nur die verschiedenen Reflexivitätskonzepte sowie die Idealtypen weitaus ausführlicher. Wir nehmen zudem auch eine Analyse der (wissenschafts-)politischen Rahmenbedingungen vor, in denen sich Männerforschung derzeit zu institutionalisieren beginnt und machen Vorschläge, auf welche Weise sich Reflexivitätskonzepte in der wissenschaftlichen Praxis umsetzen lassen könnten.

kritischer Wissenschaft, die eine kritische Analyse der gesellschaftlichen Verhältnisse mit einer Geschichte der Theorien und Methoden einer (Sub-)Disziplin verbindet. Zweitens im Sinne einer wissenschaftshistorischen Herangehensweise, die die Entwicklung spezifischer wissenschaftlicher Felder detailliert untersucht. Und drittens in einer Perspektive, die einen kritischen Blick auf die wissenschaftliche Praxis selbst wirft.

Der folgende Vorschlag eines Schemas von vier Idealtypen von Männerforschem soll dazu dienen, die bislang kaum diskutierten Unterschiede in deren Wissenschaftsauffassungen, persönlichen Werthaltungen und theoretischen Ausrichtungen durch Überspitzung einer Diskussion zugänglich zu machen. Es ist uns wichtig zu betonen, dass wir die Idealtypen tatsächlich im von Max Weber beschriebenen Sinne verstanden wissen wollen, dass ein Idealtypus also „in seiner begrifflichen Reinheit [...] nirgends in der Wirklichkeit empirisch vorfindbar" ist (Weber 1904, 191). Entsprechend ordnen wir nicht einzelne Männerforscher jeweils einem der unten explizierten Idealtypen zu. Die real vorgefundenen Forscher werden immer unterschiedliche und widersprüchliche Aspekte mehrerer Idealtypen vereinen. Dennoch beanspruchen wir mit unserer Konstruktion zum Erkenntnisgewinn im Sinne einer reflexiven Männerforschung beizutragen, indem wir nicht nur verschiedene Aspekte benennen, um die eine reflexive Diskussion von Männerforschung kreisen müsste, wie etwa das Verhältnis zum Feminismus, die Auffassung von Geschlecht oder die disziplinäre Bindung unterschiedlicher Ansätze. Wir gehen über eine bloße Auflistung hinaus, indem wir unterschiedliche Kombinationsmöglichkeiten in den Ausformungen der Aspekte bildhaft ausgestalten und dabei Zusammenhänge und Konfliktlinien umreißen.[2]

Der bewegte Männerforscher

Beim *bewegten Männerforscher* handelt es sich um denjenigen Typus, für den die Kategorie Geschlecht in jeder Hinsicht konstitutiv ist. Seine prekäre Identität als Mann ist für ihn Auslöser und Leitmotiv der Forschung. Wie diese männliche Identität neu zu bestimmen ist, stellt für ihn das zentrale Problem dar - Männerforschung den Weg, es zu lösen. Biographisch hat die Männerbewegung[3] - oder eher noch die neue Frauenbewegung - deutliche Spuren in seiner zweiten Sozialisation hinterlassen. Verallgemeinert man diesen Aspekt der politischen Biographie, dann ist für ihn die anti-institutionelle Politik der (frühen Phase der) Neuen Sozialen Bewegungen Grundlage auch seines wissenschaftlichen Handelns. Er findet in der Männerbewegung die relevante Gruppe, an die er sich mit seinen Forschungsergebnissen richtet, der er sich selbst aber auch zugehörig fühlt. Die Interaktionen zwischen Wissenschaft und Bewegung verlaufen demnach nicht einseitig. Aus den Praxen der Männerbewegung ergeben sich die Themen und Schwerpunkte, denen sich der Forscher widmet.



Dieses Modell entspringt einer bewusst eingeschlagenen Parallelisierungsstrategie zu früher feministischer Forschung und deren Problemdefinition. Diese führt den *bewegten Männerforscher* allerdings in eine theoretische Schieflage. Die feministische Forschung widmete sich in den anfänglichen Entwürfen einer Patriarchatstheorie den „Problemen der Frauen" und klassifizierte die Männer als Problem. Männerforschung ihrerseits widmet sich den „Problemen der Männer", kann die VerursacherInnen dieser Probleme aber kaum (oder nur in speziellen Ausnahmefällen) bei den Frauen verorten. In der politischen Notwendigkeit zur vereinfachten Benennung der gesellschaftlichen Verhältnisse bleibt „Patriarchat" für den *bewegten Männerforscher* durchaus eine gebräuchliche Kategorie.

Diese Engführung führt zu komplizierten Erklärungen, auf welche Weise Männer unter Männern leiden können - und zu zwei verführerisch einfachen Auswegen. Beim ersten wird Unterdrückung (von Männern und Frauen) einer gesichts- und akteurslosen Struktur zugeordnet, die scheinbar von selbst entsteht und aufrechterhalten wird. Demnach sind Männer wie Frauen Opfer des Patriarchats. Beim zweiten werden zumindest unterschwellig „gute" von „bösen" Männer kategorisch unterschieden. Das Gute, nämlich die Neuorientierung in der „Männerrolle", wird zunächst bei sich selbst - also in der weißen Mittelschicht - gefunden. Die Ausprägungen von „Männerrollen" in

[2] Die Bildung der Idealtypen basiert auf unseren langjährigen Erfahrungen und Eindrücken im Feld der Geschlechterforschung, seien es Publikationen, Tagungen oder Einzelgespräche. Zusätzlich haben uns einige Männerforscher Antworten auf einen kurzen Fragebogen geschickt.

[3] Es erscheint durchaus fraglich ob zu Recht von einer eigentlichen „Männerbewegung" gesprochen werden kann, oder ob eher von einer „Männerprojektszene" die Rede sein sollte. Diese Wortwahl ist offensichtlich abhängig vom Interesse der SprecherInnen - und für den *bewegten Männerforscher* dürfte die Existenz einer Männerbewegung fraglos sein.

anderen Schichten und Ethnien wird hingegen als wesentlich „patriarchaler“ wahrgenommen.
Über die theoretische Ausrichtung des *bewegten Männerforschers* ist damit schon implizit einiges ausgesagt. Er orientiert sich hauptsächlich an der (mikro-)soziologischen Rollentheorie, vielfach auch an der Psychoanalyse, bei beiden auch an deren feministischer Weiterentwicklung in den 70er und 80er Jahren. Makrosoziologisch wird an kritische Gesellschaftstheorien, darunter auch an frühe feministische Ansätze angeknüpft. Gleichwohl bleibt das Verhältnis zum Feminismus - oder besser: zu Feministinnen - recht widerspruchsbeladen. Der *bewegte Männerforscher* fühlt sich doppelt ausgegrenzt: von der Gesellschaft (der Männer), die er kritisiert, und vom Feminismus, durch den er sich als Teil des kollektiven Akteurs „Männer“ wiederum kritisiert fühlt. Dazu kommt die relative Privilegierung von Frauenforschung gegenüber seinem Forschungsfeld. Im Ergebnis führt dies nicht selten zu Frustration und Aggression gegenüber dem Feminismus - den er nur im Singular wahrnimmt.

Was die Frage der Disziplinierung angeht, geht seine wissenschaftskritische Haltung mit einer geringen Einbindung in seine ursprüngliche Fachdisziplin einher. Von Hause aus in der Regel Gesellschaftswissenschaftler, findet er Platz in den Nischen angewandter Sozialwissenschaft, etwa in (sozial)pädagogischen Bereichen. Beruflich kann er sich eher an einer Fachhochschule etablieren, möglicherweise lebt er aber in prekären Erwerbsverhältnissen. Seine Position in den von ihm besetzten Feldern ist durch einen Mangel an wissenschaftlichem wie wissenschaftspolitischem Kapital geprägt. Dies macht ihn zu einem wenig geeigneten Mentor für den wissenschaftlichen Nachwuchs. Insofern ist die innerakademische Reproduktion des *bewegten Männerforschers* alles andere als gesichert. Er verfügt nicht über die Möglichkeit, kontinuierlich Forschungsprojekte durchzuführen. Seine gelegentlichen Forschungen sind insofern „undiszipliniert“, als dass sie aktuelle Fragen jenseits der innerakademischen Agenda aufgreifen können. Der *bewegte Männerforscher* organisiert sich tendenziell separatistisch, bevorzugt Arbeitszusammenhänge, die von einem hohen Grad sozialer und kultureller Homogenität geprägt sind. Bei einem Forschungsansatz, in dem wissenschaftliche Interessen und persönlicher Erfahrungshorizont eine enge Symbiose eingehen, mündet dies in eine Tendenz, die die eigene Verfasstheit mit der aller Männer in eins setzt und somit Unterschiede zwischen diesen ignoriert.

Der geschlechtslose Geschlechterforscher

Dieser Idealtyp stellt in mancher Hinsicht das gegensätzliche Extrem zum *bewegten Männerforscher* dar. Dies betrifft zuallererst die Bedeutung, die dem eigenen Geschlecht beigemessen wird. Befragt nach seinem Interesse an der Erforschung von Männern und Männlichkeit, wird der *geschlechtslose Geschlechterforscher* in erster Linie innerwissenschaft-liche Gründe anführen. Die Kategorien Geschlecht und insbesondere Männlichkeit stellen für ihn in erster Linie vernachlässigte Forschungsfelder dar. Der *geschlechtslose Geschlechterforscher* verfügt über einen ausgeprägten Pragmatismus. Zwar vermag er das Geschlecht der ForscherInnen als möglichen Einflussfaktor auf Feldzugang oder Dateninterpretation anzuerkennen, er geht aber davon aus, dass diese Effekte methodisch „kontrollierbar“ sind. Er fordert eine Reflexion der Auswirkungen des Geschlechts der ForscherInnen in der empirischen Forschung mit dem Ziel, diese zu neutralisieren. Geschlecht, und insbesondere die eigene individuelle Männlichkeit, ist für ihn kein essentieller Teil seiner wissenschaftlichen Identität.

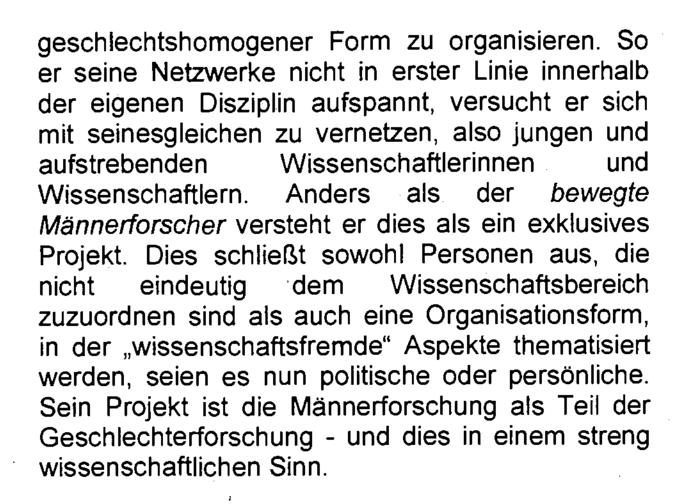


Mit den Ergebnissen seiner Forschung richtet er sich in erster Linie an die scientific community. Mögliche Kritik an Wissenschaft orientiert sich - wenn sie denn überhaupt geübt wird - an der Innovation des Systems. Das Modell, mit dem der *bewegte Männerforscher* Wissenschaft und Gesellschaft in ein Interaktionsverhältnis setzt, kritisiert er als vereinfacht. Seiner Auffassung nach wirken wissenschaftliche Erkenntnisfortschritte nur in einem sehr komplexen und nicht detailliert planbaren Prozess auf Gesellschaft. Vor dem Hintergrund dieses Wissenschaftsverständnisses muss der *geschlechtslose Geschlechterforscher* keinen gesellschaftlichen Akteur als Adressaten seiner Forschung angeben. So entgeht er einem Konflikt, der sich allen anderen Idealtypen stellt. Er muss sich nicht entscheiden, ob er als Ausgangspunkt seiner Forschung eher „Männer als Problem“ oder die „Probleme der Männer“ wählt. Obgleich ihm die gesellschaftliche Dimension seines Forschungsgegenstandes nicht entgeht, verwahrt er sich gegen die „Politisierung“ seiner Forschung - zumal es sich bei ihm eher um einen Geistes- denn um einen Sozialwissenschaftler handelt.

Sehr viel stärker als der *bewegte Männerforscher* orientiert er sich an seiner Herkunftsdisziplin. Er beteiligt sich an den dort relevanten Diskussionen, möglicherweise in leichter Herausforderung, aber immer in Kontakt mit dem jeweiligen disziplinären Mainstream. Nur auf dieser

Basis beteiligt er sich an Formen interdisziplinärer Zusammenarbeit oder fordert diese ein. Dementsprechend ist seine theoretische Orientierung - primär am Diskussionsstand seiner Disziplin ausgerichtet. Sein Ziel ist die Integration der Kategorie Geschlecht in den Theoriediskurs seines Faches - eine Ausrichtung, die die Bandbreite seiner Referenztheorien bisweilen stark einschränkt. Geschlecht und Männlichkeit konzeptionalisiert er vorsichtig konstruktivistisch und antiessentialistisch. Es geht ihm weniger um eine isolierte Erforschung von Männern oder Männlichkeit, sondern stets um eine relationale Sicht der Geschlechterverhältnisse.

Der Pragmatismus des geschlechtslosen Geschlechterforschers wirkt sich nicht zuletzt im Verhältnis zu feministischen Wissenschaftlerinnen bzw. zur Frauenforschung aus. Durch das Abweisen etwaiger Politisierungsanstrengungen kann er an Fragen der feministischen Theoriebildung deutlich unbefangener herangehen, ihm steht aber auch vergleichsweise mehr Zeit für die Akkumulation seines wissenschaftlichen (und wissenschaftspolitischen) Kapitals zur Verfügung.[4] Letztlich gerät er in ein direktes Konkurrenzverhältnis zu weiblichen Geschlechterforscherinnen, sowohl bei der Theorieentwicklung als auch bezogen auf Forschungsmittel oder Stellen. Die relative Dominanz von Frauen in der Geschlechterforschung behindert ihn bei dieser Konkurrenz, andererseits hat er unter Umständen geschlechtstypische Vorteile beim „networking", ohne dies aber einzuräumen, da er die Relevanz des eigenen Geschlechts ja bestreitet.



Es dürfte deutlich geworden sein, dass der *geschlechtslose Geschlechterforscher* keine besondere Neigung ausbildet, sich in geschlechtshomogener Form zu organisieren. So er seine Netzwerke nicht in erster Linie innerhalb der eigenen Disziplin aufspannt, versucht er sich mit seinesgleichen zu vernetzen, also jungen und aufstrebenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Anders als der *bewegte Männerforscher* versteht er dies als ein exklusives Projekt. Dies schließt sowohl Personen aus, die nicht eindeutig dem Wissenschaftsbereich zuzuordnen sind als auch eine Organisationsform, in der „wissenschaftsfremde" Aspekte thematisiert werden, seien es nun politische oder persönliche. Sein Projekt ist die Männerforschung als Teil der Geschlechterforschung - und dies in einem streng wissenschaftlichen Sinn.

Der postmoderne Männlichkeitsforscher

Dieser Idealtypus ist in gewisser Weise eine Mischung aus den ersten beiden, auch wenn er in mancher Hinsicht über sie hinausgeht. Stärker als diese, ist er positiv geprägt von aktuellen Entwicklungen in der Geschlechtertheorie. Dementsprechend muss er sich an der komplizierten theoretischen Pirouette versuchen, das eigene Geschlecht einerseits als relevante Forschungskategorie anzusehen, ohne es andererseits als Identitätskategorie zu verwenden. Er hält es für notwendig, einerseits permanent Geschlechtsspezifiken zu analysieren, aber andererseits mittels der eigenen Forschung auch zur Abschaffung der Unterscheidungen selbst beizutragen. Mit dieser Orientierung ordnet er sich selbst in die Kategorie „Mann" ein, ebenso auch in weitere Kategoriensysteme, etwa in Bezug auf die eigene Zugehörigkeit zu Klasse, Ethnie, sexueller Orientierung und ähnlichem, im Unterschied zum ersten Typ, der bisweilen Geschlecht zur allein relevanten Kategorie zu erklären scheint, und zum Zweiten, der diese Kategorien in Bezug auf die Forschungssubjekte für weniger relevant einschätzt. Allerdings erscheint die Durchführung dieser Analyse in ihrer Komplexität dabei ausschließlich theoriegeleitet - die individuellen Motive und Interessen an Männlichkeitsforschung werden insofern nicht expliziert.

Ebenso komplex stellt sich sein Verständnis der Wechselbeziehungen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft dar. Wo die Formierung gesellschaftlicher Diskurse, die Archäologie einzelner Wissenschaften und die Mikrophysik innerhalb gegebener Machtstrukturen in allgemeiner Form thematisiert werden, drängt sich diese Perspektive auch im Besonderen des eigenen Forschungsfelds auf. Wenn der eigenen Wissensproduktion also eine Wirkung zugeordnet werden kann, so wird sie in der Mitwirkung bei der Formierung (oder der Dekonstruktion) von Diskursen gesehen. Dass marginalisierte soziale Gruppen vereinzelt in der Lage sind, Diskurse in besonderem Maße zu irritieren oder gar neue zu provozieren, wird als Chance für wissenschaftliche wie gesellschaftliche Entwicklungen gewertet. Das „queer movement" gilt dem *postmodernen*

[4] Ein relevanter Aspekt für weitere Forschungen bestünde sicherlich auch in der Frage, in welchem Maße unterschiedliche Zeitbudgets auch auf die jeweilige Stellung in der reproduktiven Sphäre zurückzuführen sind. Hier sind nicht nur Vorteile von männlichen Wissenschaftlern gegenüber ihren Kolleginnen zu vermuten, sondern auch deutliche Unterschiede zwischen den Idealtypen von Männerforschern selbst.

Männlichkeitsforscher daher als relevante gesellschaftliche Bewegung. Nicht im Sinne einer Addressatin, sondern eher als potentielle Interaktionspartnerin oder subversive Kraft für die eigenen wissenschaftlichen Bemühungen. Möglicherweise verortet er sich aber selbst auch als Teil dieser Bewegung.

Sein Forschungsansatz ist auf „Männlichkeit als Problem" gerichtet. Mehr als der einzelne Mann interessiert ihn die diskursive Struktur von Männlichkeit. In der Tradition feministischer Wissenschaft arbeitet er die destruktive und herrschende Seite von Männlichkeit deutlich heraus, wenn auch mit gesteigerter theoretischer Komplexität. Die Verwendung einer Kollektivkategorie wie „Männer" ist nicht mehr im Sinne seines theoretischen Ansatzes. Vielmehr geht es ihm um die Beschreibung und Analyse hegemonialer wie subordinierter Formen von Männlichkeit - auch und gerade in ihrer Brüchigkeit und historischen Wandelbarkeit. Sein im Anschluss an Foucault gefasstes Konzept von Macht und Unterdrückung gewinnt eine etwa vom bewegten Männerforscher nahezu ungeahnte Komplexität, etwa wenn „Täter" in gewisser Weise gar nicht mehr benennbar sind. Postmoderne Männlichkeitsstudien können im Prinzip in jeder Disziplin betrieben werden. Allerdings werden die entsprechenden Theoriebestände vor allem in den Kulturwissenschaften rezipiert und insofern rekrutiert sich der *postmoderne Männlichkeitsforscher* vornehmlich aus diesen Fächern. Andererseits tritt die Orientierung auf die Herkunftsdisziplin gegenüber der Einforderung einer Inter- oder Transdisziplinarität zurück.

Sein metatheoretischer Bezugsrahmen ist auch bestimmend für das Verhältnis des *postmodernen Männlichkeitsforschers* zu den verschiedenen Spielarten des Feminismus. Er bezieht sich positiv auf neuere Entwicklungen feministischer Theorie und steht auch in solchen diskursiven Zusammenhängen. Mit älteren, womöglich essentialistischen Spielarten des Feminismus (wie auch der Männerforschung) ergibt sich kaum noch eine Diskussionsgrundlage. Es fehlt an einer gemeinsamen Sprache. In wissenschaftspolitischer Hinsicht ist er allerdings profeministisch eingestellt, wenn er die Ansicht vertritt, Männlichkeitsforschung dürfe nicht zum Nachteil feministischer Forschung betrieben werden, z.B. im Rückgriff auf Forschungsgelder aus entsprechenden Haushaltstiteln.

Mit dem *bewegten Männerforscher* verbindet ihn sein Interesse für politische Dimensionen der Forschung. Mit dem *geschlechtslosen Geschlechterforscher* teilt er eine intellektuelle Neigung zu allgemeinen Theoriediskursen. Andererseits unterscheidet er sich vom zweiten Typ durch eine geringere Orientierung auf eine einzelne Disziplin hin, riskiert durch seine exklusive Sprache auch den Verlust solcher allgemeiner disziplinärer Bindungen. Dementsprechend ist für den *postmodernen Männlichkeitsforscher* unklar, inwieweit und wofür er sich organisieren soll. Weder gibt es bei ihm ein politisches Leitmotiv (wie beim ersten) noch eine karriereorientierte Motivation (wie beim zweiten). Er beteiligt sich am poststrukturalistischen oder dekonstruktivistischen Diskurs in seinem Themenfeld, arbeitet insofern auch mit feministischen Forscherinnen zusammen, organisiert sich aber nicht in Form einer Institution oder Lobby seine Karriereperspektive. Während der *bewegte Männerforscher* innerhalb der Wissenschaft eine Minderheitskultur repräsentiert, stellt der *postmoderne Männlichkeitsforscher* eine partielle Ausnahme von der Norm der anderen Typen dar, insofern er nicht eindeutig dem Bild des heterosexuellen weißen Mittelschichtsmannes entspricht, sondern ein wenig „queer" orientiert ist.

Der junge Berufsmann



Möglicherweise wirkt dieser Idealtypus auf den ersten Blick wie eine Residualkategorie. Dies ließe sich damit erklären, dass er in Teilen als ein Übergangstypus angesehen werden kann. Denn für den jungen Berufsmann ist durchaus nicht klar, ob seine berufliche Zukunft im Bereich der Wissenschaft liegt, oder ob er sich mit dem Themenkomplex Männlichkeit eher außerhalb der Wissenschaft bzw. in einem grauen Randbereich beschäftigen wird. Für ihn steht lediglich fest, dass er seine Auseinandersetzung mit Männlichkeit durchaus auch als Broterwerb verfolgen könnte, in diesem Sinn also „Berufsmann" sein möchte.

Der *junge Berufsmann* verdient Beachtung, weil er nicht unerheblich zum Erkenntnisgewinn über Männlichkeit und auch zur Diskussion über Männerforschung beiträgt. Bei ihm ist, ähnlich wie beim *bewegten Männerforscher*, das eigene Geschlecht Ausgangspunkt und Motiv der Beschäftigung mit dem Themenkomplex. Seine biographischen Erfahrungen mit feministischen Positionen sind weit weniger konfrontativen Charakters. Er ist typischerweise zu jung, um durch die vergleichsweise härteren Auseinandersetzungen der 70er Jahre geprägt worden zu sein. Dennoch ist auch er beeinflusst von Erfahrungen, die ihn in seiner männlichen Identität irritiert haben. Zwar steht in seiner Beschäftigung mit Männlichkeit ebenfalls eine Aufhebung dieser Irritation und mögliche Neudefinition von Männlichkeit im Vordergrund. Im Unterschied zum *bewegten Männerforscher* allerdings ist die Auseinandersetzung des *jungen Berufsmannes* weniger grundsätzlich, weniger kämpferisch, weniger radikal - und auch weniger dramatisch. Er ist Vertreter einer pragmatischen Generation, die sich über ein Patchwork von Betätigungen in diversen Projekten definiert, für die lang andauernde Konfrontationen ein wenig vorstellbares Verhaltensmuster darstellt. Pragmatisch ist auch seine Vorstellung davon, wie wissenschaftliche Erkenntnis in Praxis umgesetzt werden kann. Er orientiert sich an der „Männerszene“ als einer Ansammlung entsprechender Projekte und ist oft genug selbst Adressat seiner Forschung, indem er Erkenntnisse in solchen Projekten selbst umsetzt. Dies geschieht in einem breiten Spektrum von Zielgruppen (Jungen, Migranten, Väter, Gewalttäter etc.) und Themen (Freizeit, Bildung, Gesundheit o.ä.).

Je nach Projekt und Zielgruppe kann man von einer Fokussierung auf „Probleme der Männer“ oder „Männer als Problem“ sprechen. Dem entspricht auch die Ambivalenz der „Männerprojektszene“. Im Vordergrund steht dort einerseits das Interesse der Männer, ihre Probleme zu bearbeiten, denn anders als auf diesem Weg könnten sie kaum zur Teilnahme an Projekten motiviert werden. Andererseits muss der Einsatz finanzieller Mittel auch im Sinne eines gesamtgesellschaftlichen Nutzens legitimiert werden. Dies kann nur gelingen, wenn man „Männer als Problem“ auffasst.

Die disziplinäre Ausrichtung des *jungen Berufsmannes* findet ihre Schwerpunkte in (sozial-)pädagogischen oder sozialarbeiterischen Fächern, am Rande auch in der Psychologie oder Soziologie. Der *junge Berufsmann* ist nicht sehr weit in seine Disziplin integriert, seine Forschungsprojekte haben in der Regel den Charakter erster Qualifikationsarbeiten bzw. Promotionen. Andere Arbeiten vollziehen sich als Begleitforschung zu Männerprojekten und werden „von außen“' in den wissenschaftlichen Diskurs eingeschleust. Die theoretische Ausrichtung ähnelt der des *bewegten Männerforschers*, allerdings werden neuere theoretische Impulse pragmatisch integriert immer unter der Prämisse ihrer Verwendbarkeit für die Praxis. Entsprechend oft werden die komplexen Theoriebestände des *postmodernen Männlichkeitsforschers* eher ausgespart. Der *junge Berufsmann* ist in dieser pragmatischen Herangehensweise in der Lage, auch unvereinbar scheinende Theorien in ein Set von Ideen zu verwandeln, die ein praktisch breiteres Handlungsspektrum ermöglichen. In diesem Sinne herrscht ein parasitäres Verhältnis zum Feminismus vor. Allerdings sieht der *junge Berufsmann* die praktische Arbeit in Männerprojekten häufig mit frauenpolitischen Interessen konfligieren. Im Resultat kommt es so zu einer tendenziell separatistische Haltung gegenüber feministischen Ansätzen.

	Der bewegte Männer forscher	Der ge schlechtslose Geschlechter forscher	Der postmo derne Männ lichkeits forscher	Der junge Berufsmann
Eigenes Geschlecht	Auslöser, Motiv, Identität	kontrollierbar, irrelevant	theoretisch komplex irrelevant	oft reflektiert, teilw. wie der bewegte Männerforsche r
Relevanzaus-richtung	Männerbewe-gung	wissenschafts-intern	Gesellschaft	Männerszene
Problem definition	Probleme der Männer	pragmatisch Männer als Problem	komplex Männer als Problem	Probleme der Männer als Problem
Diszipli nierung	undiszipliniert, Sozialwissen schaften	(inter-) diszipli-när, Geistes wissenschaft	transdisziplinär, Kulturwissen schaft	noch undiszipli niert, Sozial pädagogik
Theorie orientierung	Rollentheorie, Sex/ Gender, Psychoanalyse	konstruktivis tisch, ansonsten fachspezifisch	poststruktura listisch, dekon struktivistisch	unspezifisch
Verhältnis zum Feminismus	separatistisch	konkurrierend	theoriebezogen exklusiv	tendenz. separatistisch
Organi sierung	homogen, Wissenschaft & Praxis	mit Frauen, nur Wissenschaft, Karriere	Bündnisse, Queerbeet, teilw. politisch	homogen, Wissenschaft & Praxis

In seinem Auftreten kann der *junge Berufsmann* eine gewisse Hybridposition einnehmen. Je nach Bedarf wechselt er aus der Haltung des Praktikers, der um wissenschaftlichen Rat nachfragt, in die Rolle des Forschers, der eine Praxis anleiten kann. Auch seine Organisierung orientiert sich an dieser Verknüpfung. Sie ist offen für Wissenschaftler wie Praktiker und deren jeweilige Beiträge, tendenziell geschlossen allerdings für Frauen. Der *junge Berufsmann* zeigt sich um eine Vernetzung in der „Männerprojektszene" ebenso bemüht wie um einen Austausch mit Männerforschern aus den eigenen Herkunftsdisziplinen.

Für eine reflexive Wende in der Geschlechterforschung

Unsere Konstruktion von Idealtypen verstehen wir als ersten Anstoß für eine reflexive Diskussion über Männlichkeitsforschung.[5] Unser Anliegen ist es, diese Auseinandersetzung nicht lediglich auf einer (geschlechter-) theoretischen Ebene zu führen, auf der die unterschiedlichen Ansätze scheinbar gleichwertig und zusammenhanglos nebeneinander stünden. Entscheidend erscheint uns vielmehr eine Erweiterung der Diskussion, um auch Fragen wie die nach dem Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft einbeziehen zu können. Wo finden sich innerhalb der Forschungen zu Männlichkeit blinde Flecken, die durch die eingeschränkte Perspektive der Forschenden entstanden sind, die mehrheitlich weiß, heterosexuell und Angehörige der Mittelschicht sind? Wo bewirkt die Zugehörigkeit zu Generationen, Disziplinen und Wissenschaftskulturen eine Abschottung gegen theoretische Weiterentwicklungen der Kategorie Geschlecht? Wie können die gesellschaftlichen Problemkonjunkturen - wie z.B. die Diskussion um „häusliche Gewalt" - zur Weiterentwicklung und Institutionalisierung von Forschung über Männlichkeit genutzt werden, ohne dass die Forschungsergebnisse durch die Interessen der AuftraggeberInnen korrumpiert werden? Eine solche Diskussion wird erleichtert, wenn keine Seite einen Anspruch auf Alleingültigkeit und Objektivität der eigenen Forschungsergebnisse vertritt. Wenn die Perspektivität von Erkenntnis nicht als kontrollier- oder gar ausräumbar gefasst wird, so ermöglicht dies eine Auseinandersetzung, die nicht die „Entlarvung" der jeweils Anderen zum Ziel hat, sondern ein gemeinsames Herausarbeiten der jeweils besonderen Blickrichtungen.

Unabdingbar dürfte in diesem Zusammenhang die Entwicklung von praktischen Konzepten für den gesamten Forschungsprozess sein. Denn obwohl die allgemein gehaltene Forderung einer reflexiven Perspektive wenig originell ist, gibt es kaum Beispiele für konkrete Forschungsdesigns, die auf jeder Stufe (Themenfindung, Datenerhebung, Auswertung, Veröffentlichung) Methoden dieser Selbstreflexion implementieren.

Der Appell an eine gemeinsame Diskussion soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Trennlinien und möglichen Konfliktpunkte schon jetzt recht ausgeprägt sind. Der kleinste gemeinsame Nenner der Beteiligten geht vielleicht dahin, dass ein „Mehr" an Forschungen zu Männern und Männlichkeiten von allen Beteiligten als sinnvoll angesehen wird. Wie diese aber konkret aussehen und in welchem Kontext sie institutionalisiert werden soll, darüber gehen die verschiedenen Auffassungen auseinander. Uns liegt wiederum daran, diese Diskussion in einen breiteren Zusammenhang einzubetten, indem auch über die intendierten gesellschaftlichen Auswirkungen verschiedener Ansätze debattiert wird. Eine solche (Re-)Politisierung der Diskussion kann unseres Erachtens als positive Tradition bewegungsnaher Forschungen aufgegriffen werden.

Dass in diesem Jahr gleich mehrere feministische Zeitschriften ein Schwerpunktinteresse an Männlichkeitsforschung

---

[5] Während wir dafür plädieren, in der theorie-politischen Reflexion den im Feld gebräuchlichen Begriff „Männerforschung" zu verwenden, würden wir aus wissenschaftstheoretischer Sicht den bislang kaum diskutierten Terminus „Männlichkeitsforschung" bevorzugen. Denn während wir im Rückgriff auf „Männerforschung" Gefahr laufen, die fragwürdige Tendenz zur Kopplung von Forschungssubjekt und -objekt diskursiv fortzuschreiben, bietet „Männlichkeitsforschung" den Vorteil, dass damit lediglich auf den Gegenstandsbereich Bezug genommen (und dieser über „biologische Männer" hinaus noch erweitert) wird, nicht aber auf das Geschlecht der Forschenden.

entwickeln, werten wir als Anzeichen dafür, dass sich die Geschlechterforschung mehr und mehr zu einem wirklich relationalen Projekt entwickelt, innerhalb eines multidimensionalen Geflechts von Disziplinen, Theorien und Geschlechtern. Was wir am Beispiel der Forschung zu Männern und Männlichkeiten diskutieren, lässt sich in vielerlei Hinsicht auf die Geschlechterforschung insgesamt über tragen.[6] Wer immer diesen Artikel als Beitrag über ein „fremdes" Thema versteht, verfehlt dessen zentrale Absicht. Diese liegt nicht in der Auseinandersetzung über Männerforschung, sondern in der Anregung einer Auseinandersetzung unter GeschlechterforscherInnen.

Literatur

Annuß, Evelyn 1999: Grenzen der Geschlechterforschung. In: Feministische Studien, Heft 1, 91-102

Bourdieu, Pierre; Wacquant, Loic 1996: Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Geden, Oliver; Moes, Johannes 2000: Reflexive Männerforschung. In: Die Philosophin, Heft 22, im erscheinen

Hark, Sabine 1998: Umstrittene Wissensterritorien. Feminismus und Queer Theory - Reflexivität als Programm. In: Verqueere Wissenschaft? Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte und Gegenwart. Ursula Ferdinand; Andreas Pretzel; Andreas Seeck (Hg.), Münster: Lit, 13-24

Weber, Max 1904: Die "Objektivität' sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre; Ders., Tübingen: Mohr 1988, 146-214

Biographische Notiz

Johannes Moes studierte Politikwissenschaft und Soziologie und arbeitet zur Zeit an einer Dissertation über die Bedeutung des Internets für Nichtregierungsorganisationen.
Oliver Geden studiert Gender Studies und Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin; er arbeitet zur Zeit an einer Magisterarbeit zu Männlichkeitskonstruktionen im Rechtsextremismus.

entnommen aus:
Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung Heft1+2 / 2000: Männlichkeiten The Dark Continent (?), Potsdam

zu beziehen über:
Universität Potsdam
Wirtdchafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät
Professur für Frauenforschung
Postfach 900327
14439 Potsdam

---

[6] Vgl. dazu auch die kaum rezipierten Ansätze von Hark 1998 und Annuß 1999.

Alte Männerrundbriefe gibt es auch noch!

Zum Teil nur noch als Kopie, aber immerhin. Gegen 3,-DM pro Heft plus Porto (bis fünf Exemplare: 1,50 DM, darüber: 3,-DM) könnt ihr sie bei uns bestellen. Adresse siehe Impressum.
Inhalte waren unter anderem:

1. (Juli ´93): Tenkile- über das Geschlechterverhalten; Libertäre Tage ´93; Archivliste; Vergewaltigung und Tätertherapie.
2. (Dezember ´93): Umgang mit Tätern; Vergewaltigungsdiskussion in Darmstadt; Somalia/ Militarismus.
3. (April/ Mai ´94): bundesw. Männertreffen ´94; Verteidiger von Vergewaltigern, Pädophilie, „Mißbrauch mit dem Mißbrauch".
4. (Juni ´94): Werbung- Beziehung- Sexualität; Organisationsdebatte und Rollback; Sport, Krieg und Männlichkeit.
5. (Januar ´95) Heiter bis Wolkig; Faschismus und Männlichkeit; Patriarchat und Natur; zu „Sexualität und Herrschaft".
6. (April ´95) **Schwerpunkt: Männer in Bewegung.** Wohin des Wegs, bewegter Mann?; Patriarchat, Organisation.
7. (Herbst ´95) **Schwerpunkt: Gentechnologie.** Heiter bis Wolkig; Antifa Diskussion; vom Autonomiekongress.
8. (April ´96) Vergewaltigungsdiskussion; Pädophile Organisierung; Antifa- M- Diskussion; Männercafe Bremen.
9. (Februar ´97) **Schwerpunkt: Jungenarbeit.** Zwischen Geschlecht und Klasse; Sexy- Clips als Genderkiller?
10. (Sommer ´97) **Schwerpunkt: Sexualisierte Gewalt gegen Jungen.** Zur Vergewaltigung im Wendland; Geschichte der Männerbewegung, Teil 1.
11. (Sommer ´98) Die Hamburger Redaktion hört auf; Zu Sexualisierter Gewalt und Umgang mit Benennung von Vergewaltigern; Geschichte der Männerbewegung, Teil 2.
12. (Mai ´99) Die neue Redaktion stellt sich vor; Forschende Männerkritik; Männer, Isolation und Sexualität; Über Politik und Subjektivität.
13. (Dezember´99) MRB und (Kosovo/a-) Krieg; Interview mit Bob Conell; Genitale Korrekturen an intersexuellen Menschen; Geschlecht und Männlichkeit.
14. (Mai´00) **Schwerpunkt: Männer und Therapie** (Männer Radikale Therapie, soziale Herkunft); Männer im Ex; der Streit um Switchboard Teil 1.
15. (Dezember ´00) **Schwerpunkt: Soziale Herkunft und Männlichkeit;** Interview mit „Katzenstreik"; Homo Ehe; Was heisst linksradikal; Switchboard Teil 2.

Außerdem gibt es noch die (sehr gute) **Sondernummer** (Mai ´96): **Schwere Jungs und/im Knast.**

Gibt es Heterosexualität?

David Gold ist schwul und hat eine nette Familie- liberal, gehobene Mittelschicht, jüdisch – in New York. Mutter, Vater, seine Schwester Suzanne, auch deren Mann Rob akzeptieren seine Homosexualität. Die Toleranz ist so solide, dass sie David schon einmal sagen können, was ihnen bei Schwulen auf die Nerven geht, aber auch so heikel, dass sie Davids Freund Stephen bei Familienfeiern nicht sonderlich vermissen.
Als Suzanne schwanger wird, lässt sie sich pränatal nach neuesten Methoden *screenen*. Die Untersuchung ergibt mit 90%iger Sicherheit, dass der männliche Fetus einmal schwul sein wird. „Er wird wie David", sagt Rob zu Suzanne, „er wird wie Du", sagt die Mutter zu David. Mit stillschweigender Billigung von Ehemann, Mutter und Vater treibt Suzannne das Kind ab. Ein verzweifelter Appell Davids konnte sie nicht mehr umstimmen. Der schwule Sohn trennt sich am Ende von seiner Familie.

Nichts als Theater? Der amerikanische Autor Jonathan Tolins hat sich diese Geschichte ausgedacht: „Der letzte Gold" heißt das Stück, das mit großem Erfolg in den USA aufgeführt wurde. Sein Verfasser hätte sich für einen anderen Verlauf, eine andere Fiktion entscheiden können: Präimplan-tive Diagnostik, Genombehandlung des Fetus oder Hormongaben zur Korrektur des „homosexuellen" (im Verständnis manches Neurobiologen „weiblichen") Zwischenhirns. Suzanne hätte ein gesundes heterosexuelles Baby geboren. An Davids Bruch mit der Familie änderte das nichts. So oder so hätte er das Gefühl, sie habe auch ihn ausgelöscht.
Die Botschaft des Stücks ist düster: Hinter der Toleranz gegenüber Schwulen, die in den letzten 20 Jahren erheblich fortgeschritten ist, lauert die Vision einer schönen neuen Welt ohne sie, die Vision ihrer Abschaffung, sobald Gelegenheit dazu ist, präventiv, ganz demokratisch und selbstbestimmt mit dem Elternrecht, geltend gemacht gegen den für prähomosexuell gehaltenen Fetus.

Die im Stück angesprochenen genetischen und hirnanatomischen Besonderheiten Homosexueller haben zwei us-amerikanische Forscher, Dean Hamer und Simon LeVay, in die Diskussion gebracht. Beide leben offen schwul. Für beide ist das Stück noch Sciencefiction, aber natürlich könne die *fiction* schon morgen *science* werden. Die Sicherheit, mit der man sexuelle Neigungen voraussagen könne, werde 50 % kaum übersteigen, meint
Hamer, trotzdem seien Richtlinien für genetische Tests und Manipulationen nötig.
LeVay ist unbekümmerter. Die 90%ige Prognosesicherheit, die durch das Stück geistert, stellt er nicht in Frage, doch die Konsequenzen einer vorgeburtlichen Diagnose homosexueller Neigungen sieht er im Stück pessimistisch verzerrt. Schließlich lebten wir in einer Kultur der Vielfalt, die Minderheiten respektiere. Und es gäbe ein Recht auf Wissen und ein Entscheidungsrecht der Mutter, und zwar nicht nur darüber, ob sie ein Kind, sondern auch welches Kind sie haben wolle.
Anders als Hamer und LeVay glaube ich nicht, dass Homosexualität pränatal festfestellt werden kann. Homosexualität ist ein komplexes, zudem kulturelles Phänomen, und damit kaum geeignet, sich biologisch vorhersehen zu lassen, bevor der Mensch die Welt, die soziale Welt betreten hat.







Keine Zweifel habe ich aber, dass es bald Wissenschaftler geben könnte, die reinen Herzens und besten Wissens behaupten, solche Vorhersagen seien möglich. Auf dem freien Markt der Medizin und im Rahmen pränataler Vorsorge werden dann Homosexualitätstests angeboten – und von vielen Eltern auch genutzt werden.
Die wissenschaftlichen Grundlagen solchen Handelns werden fiktiv sein, die Konsequenzen aber real – Abtreibungen von und medizinische Manipulationen an für homosexuell gehaltenen Feten.
Das Problem ist nicht die pränatale Diagnostik, sondern die Tatsache, dass unterschiedliche sexuelle Orientierungen verschieden beurteilt werden. Fast alle werdenden Eltern würden vermutlich keine homosexuellen Kinder wollen. (So wie

heute schon in einigen Ländern weibliche Feten in unbekannter Zahl abgetrieben werden, weil Jungen mehr gelten als Mädchen.) Es wäre, anders als bei den Nationalsozialisten, keine mit staatlichem Druck verfügte eugenische Maßnahme; vielmehr erfolgte die Selektion auf Wunsch der Eltern.
Eine solche Haltung nähme in Kauf, dass eine Gruppe von Menschen, die anders sind als andere – keineswegs nur Homosexuelle – prospektiv abgeschafft werden, und zwar aufgrund sozialer Bewertungen. Der traditionelle, mächtige Heterozentrismus, hochentwickelte Technologie und der freie Markt medizinischer Dienste – dieses Gemisch brächte viele Familien wie die Golds hervor. Das ist zu pessimistisch, werden viele einwenden, Sexualität ist überwiegend gesellschaftlich bestimmt. Trostlos aber bliebe der Anschlag auf die Homosexualität auch dann, wenn er nur versucht wird.
Die Geschichte des Verhältnisses von Medizin und Homosexualität in den letzten hundert Jahren zeigt zweierlei. Erstens sind bisher ncoh alle ätiologischen Hypothesen – biologische wie psychogenetische – postwendend gegen Homosexuelle gekehrt worden: Kastration in den 20er Jahren; operative Eingriffe im Zwischenhirn zur Zerstörung des „weiblichen" Sexualzentrums in den 70ern; psychotherapeutische Kuren zur Auflösung der vermeintlich Homosexualität stiftenden Konflikte, Behandlung von „mädchenhaften" Jungen im Sinne einer Vermännlichung. Zweitens haben sich alle ätiologischen Annahmen, die den Eingriffen zugrunde lagen, im Nachherein als falsch und zu simpel erwiesen.
Zwei Aspekte machen das von Tolins gezeigte Problem so brisant: Zum einen, dass wir eine „Kultur der Vielfalt" nur rudimentär entwickelt haben. Zum anderen, dass wir immer noch inbrünstig an die scheinbar naturgegebene Polarität Heterosexualtiät/ Homosexualität glauben und die sexuelle Welt nach ihr sortieren. Dabei ist das Wortpaar Hetero-/ Homosexualität kaum mehr als hundert Jahre alt und diktiert doch souverän unsere Sicht von Liebe, Beziehung und Sexualität. Aber muss das so sein?
In einer Talkrunde über schwule Väter wurden vor einiger Zeit drei Männer vorgestellt, die mit ihren Ehefrauen und Kindern zusammengelebt hatten, bis sie in ihren 30er Lebensjahren allmählich oder plötzlich „wußten" – auf dieses Wort kommt es an –, dass sie homosexuell sind. Alle taten so – die befragten Männer, der Moderator, die Ehefrauen, die Kinder -, als ob die schwulen Väter bis zu ihrem Comingout im falschen Leben gelebt hätten, als ob sie immer so, nämlich homosexuell gewesen seien, es nur nicht wußten, und dass sie nun bis ans Ende ihrer Tage schwul bleiben würden. Homosexuell – und vice versa heterosexuell – kann man heute offenbar nur lebenslänglich sein. Und, wie wir nun wissen sollen, nach Meinung einiger Wissenschaftler von Stund der Befruchtung an.
Warum kommt niemanden in den Sinn, dass diese Männer eine Zeit lang eine Frau liebten und eine Familie wollten, dann Männer begehrten und für ihre Kinder weiter sorgen wollten, und dass keiner weiß, auch sie selber nicht, was mit ihrer Liebe morgen, übermorgen oder in zehn Jahren sein wird?
Warum müssen wir ihnen und sie sich selbst eine lebenslange Diagnose verpassen? Weil wir unter dem machtvollen Vorurteil der Monosexualität leben und, betrachtet man unser Verhalten und Fühlen, so tun, als sei Monosexualität, die eingeschlechtliche Ausrichtung, ein ehernes Gesetz: Fast alle Zeitgenossen, Männer wie Frauen, Homosexuelle wie Heterosexuelle, über 95% der Bevölkerung, sind in merkwürdiger Uniformität lebenslang und ausschließlich oder vorwiegend monosexuell, das heißt ihr Verlangen und ihre Liebe werden vom Geschlecht des Partners dominiert.

Das Gebot der Monosexualität ist die Megaregel unserer sexuellen Ordnung, das Gebot der Heterosexualität dieser nachgeordnet. Und: Schwule und Lesben, heterosexuelle Männer und heterosexuelle Frauen sind Verschworene, Komplizen der monosexuellen Ordnung. Sie verankert Ursprung und Bedeutung der sexuellen Orientierung fest ins Innere des Individuums, in seine Biografie, seinen Charakter oder seine Biologie. Soziale und historische Zusammenhänge sind nachgeordnet, wenn sie überhaupt vorkommen. Das aber ist eine relativ junge Betrachtungsweise.
Michel Foucault hat als Erster darauf hingewiesen, dass erst seit dem Ende des 18.Jahrhunderts aus der Sünde der Sodomie, also aus einem bestimmten Akt oder Verhalten, allmählich ein besonderer Typus, eine besondere Art von Mensch wurde, ausgestattet mit besonderen Eigenschaften. „Als eine der Gestalten der Sexualität", sagt Foucault, „ist die Homosexualität aufgetaucht, als sie von der Praktik der Sodomie zu einer Art innerer Androgynie, einem Hermaphroditismus der Seele herabgedrückt worden ist. Der Sodomit war ein Gestrauchelter, der Homosexuelle ist eine Spezies." Den „Urtext" zu diesem Wandel vom sodomitisch Verirrten zum Homosexuellen schrieb Karl Heinrich Ulrichs in den 60er Jahren des 19.Jahrhunderts. Ulrichs, selber mann-männlich liebend, enthüllte die Natur und den Charakter des „Urnings", wie er den homosexuellen Mann nannte.
Mediziner und Juristen seiner Zeit wurden mit ihren Abhandlungen zur Homosexualität bald zu Ulrichs Koautoren – einerseits; andererseits waren sie seine erbitterten Kontrahenten, weil sie den Homosexuellen als krank, degeneriert oder kriminell beschrieben. Die weibliche Seele, die Ulrichs beim Urning im männlichen Körper gefangen sah und die er von gesellschaftlicher Unterdrückung

befreien wollte, war für die Wissenschaftler Signum schwächlicher, weibischer, entarteter Männlichkeit.







Den negativen Festsetzungen homosexueller Eigenart durch Mediziner und Juristen setzten Homosexuelle also von Anfang an einen Diskurs entgegen, der homosexuelle „Identität“ positiv bestimmte. „Gay pride“ und seine Vorformen entstanden in den Homosexuellenbewegungen als Gegenentwurf zu gesellschaftlicher Diskriminierung. Homosexuelle und heterosexuelle Identität entstanden als reziproke Verrücktheiten.
Der Prozeß der Schaffung einer homosexuellen oder heterosexuellen Selbstgewißheit ritualisierte und verfestigte sowohl die Hetero- als auch die Homosexualität bis zu ihrer Erstarrung. Dieser Prozeß erstreckt sich über die letzten 150 Jahre und wurde in den letzen 25 Jahren noch einmal akzentuiert – scheinbar paradoxerweise auch durch das selbstbewußtere und öffentliche Auftreten der Schwulenbewegung. Am Verhalten Jugendlicher läßt sich dies ablesen. Von den 16jährigen Jungen, die durch unser Institut 1970 interviewt wurden, gaben noch 18% an, schon einmal Sex mit einem Jungen gehabt zu haben; 1990 berichteten nur noch 2% über solche Erfahreungen. Das sind erhebliche Veränderungen. Die Ursache scheint einfach: Durch die Allgegenwart der Kategorien homosexuell/ heterosexuell etikettieren Jugendliche heute gleichgeschlechtliche Erlebnisse sehr schnell als „schwul“; aus spielerischer Lust am gegenseitigen Onanieren ist ein schwuler Akt geworden.
Es wäre vermutlich zu einfach, wollte man die Entstehung der heterosexuellen Identität nur als Reaktion auf die schwule Identität verstehen, etwa im Sinne von: Wenn man nicht schwul sein will, muß man sich heterosexuell begreifen. Wahrscheinlich machte die Abschleifung der Geschlechterrollen durch das sich ändernde Geschlechterverhältnis (die Tatsache, dass sich Männer und Frauen im Hinblick auf Aufgaben, Funktionen und gesellschaftlichen Erwartungen immer weniger unterscheiden) die sexuelle Partnerwahl, das Verlangen nach der Frau, für das es nun einen Namen gab, zum Zeichen von Männlichkeit, zum Stempel männlicher Selbstgewißheit.
Jedenfalls schuf diese Entwicklung erst Zwangsheterosexua-lität und Zwangshomo-sexualität in der uns geläufigen Form und Heterosexualisten und Homosexualisten, die sich stur einer sexuellen Orientierung zuordnen und diese für die – im Wortsinn!- natürlichste Sache der Welt halten. Beiden behagen biologische Theorien über die Entstehung von Homo- und Heterosexualität. Die Suche nach der biologischen Essenz und der Furor, mit dem sie betrieben wird, soll die alten Verhältnisse festzimmern.
Die starren Kategorien könnten ins Wanken kommen. Es gibt bei jüngeren, gut ausgebildeten Männern, aber vor allem bei Frauen durchaus Anzeichen einer Lockerung monosexueller Beharrlichkeit – zumindest im Kopf. In unserer StudentInnenstudie halten sich lediglich 80% der Männer und 70% der Frauen für „ausschließlich“ heterosexuell; ein Drittel der Männer und fast drei Fünftel der Frauen fühlen sich zumindest gelegentlich vom gleichen Geschlecht erotisch angezogen. Frauen sind also durchweg flexibler als Männer. Bei den meisten Befragten aber verharren solche zarten Auflösungserscheinungen heterosexueller Verschlossenheit noch in Fantasie und Kognition – sie denken dran, aber sie machen es nicht.
Einen Ausweg weist der ungarische Schriftsteller Peter Nadas. In seinem Essay „Von der himmlischen und der irdischen Liebe“ hat er die Utopie einer Sexualität jenseits starrer Orientierungen formuliert. Er will sich nicht einreden lassen, „dass ich die Augen noch so sehr aufreißen kann, und doch nur Frauen und Männer sehe.“ Ein „solches Denken kann nicht anders, als sich an die allerofenkundigsten physischen Gegebenheiten zu halten und Normen für die Liebeslust und Leibeshandlung an den Sexus, das Geschlecht zu binden. Für die menschliche Gattung als Ganzes gesehen sind die Folgen verheerend. Denn wenn ich Normen für Liebeslust und Liebesakt an die sich im Sexus manifestierenden Gegebenheiten binde, dann verzichte ich darauf, von der Seele überhaupt erst zu sprechen.“
So einfach ist das. Und David Gold könnte wieder lachen.

Gunter Schmidt, 63, Professor für Sexualwissenschaften an der Abteilung für Sexualforschung der Uni Hamburg (aus tazmag, 17.03.01)

Auf der Höhe der falschen Zeit

Teil 1: Zur Verteidigung der Idee antisexistischer Männergruppen

Ich verstehe mich seit den frühen 80er Jahren als profeministisch[1]. Ich beziehe mich positiv und kritisch auf die Versuche von Männern aus der radikalen Linken, sich in antisexistischen Männergruppen zu organisieren, sich in diesem Sinne persönlich zu verändern und öffentlich politisch zu handeln.

Antisexismus ist für mich heute als politisches Thema nicht weniger zentral als vor 15 Jahren. Darüberhinaus halte ich Männergruppen nach wie vor für ein unverzichtbares Element einer zu entwickelnden antisexistischen Praxis von Männern.

Ich finde Männergruppen nützlich, weil sie Prozesse persönlicher Veränderung ermöglichen, die in gemischten Gruppen durch den grundsätzlichen Konflikt zwischen Männern und Frauen im Patriarchat, der damit zusammenhängenden Wut und Verletztheit und der Schwierigkeit, sich in die "Realität" der/des anderen einzufühlen, oft sehr erschwert werden. Sie bieten eine Alternative zur üblichen Struktur emotionaler Ausbeutung von Frauen durch Männer und stellen eine Form dar, in der (heterosexuelle) Männer lernen können, sich mehr umeinander zu kümmern und sich intensiver auseinanderzusetzen, als das der patriarchalen Norm entspricht. Männergruppen können ein grosses Potential verschütteter Wünsche nach Kontakt, der nicht den Normen hegemonialer Männlichkeit entspricht, freisetzen und damit auch bei der Bearbeitung der Homophobie, eines zentralen Strukturelements patriarchaler Vergesellschaftung, nützlich sein. Um zu vermeiden, dass Frauen Nachhilfe in feministischer Theorie geben müssen, sich konventionelle Rede- und Verhaltensstrukturen reproduzieren oder die Diskussion durch Angst vor Verletzungen gelähmt wird, halte ich es für sinnvoll, viele Debatten nicht gemischtgeschlechtlich zu führen.

Ich interpretiere den Rückgang dieser Praxisform "antisexistische Männergruppen" in der BRD (im Vergleich zu den späten 80ern) **unter anderem** als Effekt eines gesamtgesellschaftlichen und szeneinternen antifeministischen "backlash"s. In der "radikalen Linken" werden feministische Teilerfolge zum Anlass genommen, das Thema patriarchale Herrschaft und Ausbeutung hintan zu stellen, Frauen haben ihre Ansprüche privat wie in der Öffentlichkeit zurückgenommen; entsprechend spüren vor allem heterosexuelle Männer weniger Druck, ihre maskuline Lebenspraxis und ihre Privilegien infragezustellen.

Unter "der Männerbewegung"[2] werden im mainstream inzwischen antifeministische Vaterrechtler, "wild men" und maskulinistische Reaktionäre vom Schlage eines Robert Bly ("Iron John") verstanden. In der linksliberalen Männergruppenszene (Männerbüros, Beratungsstellen) gilt Profeminismus heute im Allgemeinen als überholt. Linksradikale Männergruppenstrukturen – die auch kaum je vom Bedürfnis nach positiver männlicher Identität und antifeministischem Ressentiment frei waren – sind kaum noch vorhanden[3]. Das Bild vom backlash ist selbstverständlich zu eindimensional, es wird der Widersprüchlichkeit der gesellschaftlichen Entwicklung, einschliesslich der Entwicklung sozialer Bewegungen, nicht gerecht.

Die proletarisch-antikapitalistischen, antirassistischen, antikolonialen, feministischen und anderen Kämpfe der 60er und 70er Jahre sind ja nicht einfach niedergeschlagen und ausgelöscht worden, sondern in einer komplexen Mischung aus Repression und Integration zum Teil einer widersprüchlichen "Modernisierung" kapitalistisch-patriarchaler Strukturen geworden. Als Resultat dieses Prozesses hat sich Herrschaft, im Zusammenhang mit der sich intensivierenden, weltweiten Durchdringung von Gesellschaftlichkeit durch kapitalistische soziale Beziehungen, teilweise und ungleichmässig flexibilisiert und virtualisiert[4]. Ähnlich vielleicht wie spätestens in den 90ern vielerorts ein kulturalistischer "Neorassismus" auf den Plan trat und mit einem eher traditionellen Blutsrassismus koexistierte, lösen sich patriarchale Strukturen in den letzten Jahrzehnten tendenziell und teilweise von strikt biologischen Geschlechtsdefinitionen; die patriarchalen "Prinzipien" Männlichkeit und

[1] Was ich darunter genau und im einzelnen verstehe hat sich selbstverständlich über die Zeit erheblich geändert. Wie sehr oder wie wenig ich meinen diesbezüglichen Ansprüchen zu welchen Zeiten jeweils gerecht geworden bin ist nochmal eine ganz andere Frage (auf die ich in diesem Text nicht eingehen werde).

[2] Ich fand den Begriff Männerbewegung schon immer peinlich, von mir aus können ihn die Reaktionäre geschenkt haben, es geht mir nur darum zu zeigen, wie sich die ideologische Hegemonie des Sexismus auch in der Entleerung und Redefinition ehemals eher "progressiv" besetzter Begriffe niederschlägt.

[3] siehe "Geschichte der Männergruppenszene in der BRD" in Männerrundbrief Nr. 10/1997 und 11/1998

[4] Mit Virtualisierung meine ich die Tendenz, dass Gesellschaftlichkeit zunehmend weniger von z.B. materieller Produktion, körperlicher Arbeit usw. bestimmt wird und stattdessen die Rolle von Wissen, Information, Zeichen etc zunimmt. Die Virtualisierung des Geschlechts lässt sich an den Tendenzen zur Ablösung des sozialen von biologischen Geschlecht, vor allem in den Metropolenstaaten, aber nicht nur dort, ablesen. Siehe auch die folgende Fussnote zu Männlichkeit und Weiblichkeit als Prinzipien eines abstrakten Patriarchats.

Weiblichkeit[5] funktionieren wie gehabt, müssen jedoch mit der biologistischen/naturalisierenden Sortierung von Menschen in Männer und Frauen nicht mehr genau übereinstimmen. Diese sich konturenhaft abzeichnenden "abstrakt-patriarchalen" Verhältnisse koexistieren mit einer Renaissance des Biologismus in bestimmten wissenschaftlichen Diskursen, mit einer Verschärfung "klassisch-patriarchaler" Gewalt gegen und Ausbeutung von Frauen weltweit (die dabei ganz klar über ihre Biologie definiert und auf sie reduziert werden).
Eine widersprüchliche Entwicklung eben, die ich als zum Teil der inneren Widersprüchlichkeit der herrschenden Verhältnisse geschuldet, zum Teil als von den Kämpfen der sozialen Bewegungen hervorgebracht begreife. Zwar kann es daran, dass, gemessen an den Zielen ihrer radikalen Flügel, die antikapitalistischen, antirassistischen, antisexistischen, gay liberation- und andere Bewegungen in den

[5] Damit meine ich zum Beispiel: Mit den Teilerfolgen der liberal-feministischen Strategie, eine verstärkte Besetzung verschiedener patriarchaler Herrschaftsapparate mit weiblichen Subjekten anzustreben –Beispiele wären etwa das schwedische Parlament oder die US-Armee – treten zunehmend Frauen in abstrakt-männliche Funktionen ein und übernehmen Aspekte abstrakt-männlicher Subjektivität (die sich natürlich als universell-menschliche, erwachsene, vernünftige und selbstbeherrschte Subjektivität gibt und ihre männliche und bürgerliche Formbestimmung verleugnet). Das hat für die glücklichen(?) Gewinnerinnen natürlich auch befreiende Momente, ändert aber nichts daran, dass das Modell von Person-Sein, von erwachsener, vernünftiger Subjektivität das hier vergeschlechterdemokratisiert wird, den Prinzipien patriarchaler Männlichkeit verpflichtet bleibt.





letzten 30 Jahren eine Niederlage nach der anderen erlitten haben, keinen Zweifel geben (auch wenn natürlich Scharen von verdummten SchönrednerInnen und opportunistischen ÜberläuferInnen aus der ehemaligen kritischen Intelligenz das heute versuchen anders darzustellen). Jedoch geht es mir nicht darum, z.B. den Niedergang antisexistischer Männergruppen in eine eindimensionale Verfallsgeschichte einzuordnen. Denn: **Erstens** ist die Geschichte der sozialen Bewegungen der letzten 30 Jahre ebenso widersprüchlich wie die gesamtgesellschaftliche Entwicklung, deren Teil sie ja ist, das heisst es gibt in dieser Geschichte zwar Amnesie und Entradikalisierung, aber eben auch die "Entdeckung" zuvor unproblematisierter Herrschaftsformen, die Entwicklung neuer sozialer Praktiken und politischer Kampfformen, radikale theoretische Neuerungen usw.
Und **zweitens** hatte antisexistische Praxis von Männern noch aus ganz anderen Gründen Probleme. Auf diese will ich hier kurz eingehen.

Punkt 1:

Männergruppen hatten von vornherein ein Legitimitätsproblem: Identitätspolitik von Privilegierten ist eben ganz und garnicht dasselbe wie Identitätspolitik von Unterprivilegierten/Unterdrückten. Mann konnte Männergruppenpolitik nie aus tiefster "Betroffenheit" heraus machen und war immer mit dem berechtigten Misstrauen von FrauenLesben dieser Praxis gegenüber konfrontiert. Man musste sich zum Beispiel immer die Frage gefallen lassen, was denn nun genau eine antisexistische Männergruppe von einem "normalen" Männerbund unterscheidet. Auch der Verdacht, den Männergrüpplern ginge es darum, sich durch publikumswirksames Büssertum eine antisexistische weisse Weste verschaffen zu wollen, bzw. bei der ganzen Geschichte ginge es um einen mehr oder weniger subtilen Versuch, feministische Positionen zu usurpieren, um wieder eine dominante Sprecherposition, nun auch auf dem "Feld" des Antisexismus, einnehmen zu können, war nie so einfach

von der Hand zu weisen. Dies alles war für viele Grund genug, von der Männergruppenpraxis abzulassen bzw gar nicht erst damit anzufangen.

Punkt 2:

Mit der Entwicklung und Ausdifferenzierung sozialer Bewegungen – die zwar in einem von politischen Niederlagen emanzipatorischer Ansätze geprägten Klima stattfanden, von diesem aber eben nicht vollständig geprägt wurden – verstärkte sich die Kritik an bestimmten Formen von Identitätspolitik (wie man das dann später nannte): In den USA waren es unter anderem schwarze Frauen und Latinas, die das Kollektivsubjekt Frau, in der Form wie es die US-amerikanische Frauenbewegung der 70er Jahre konstruiert hatte, infragestellten. Zur Destabilisierung der Kategorie Frau trugen ebenso verschiedene Kämpfe von Lesben um Sichtbarkeit und Anerkennung ihrer Existenz innerhalb der Frauenbewegung(en) in verschiedenen Ländern bei.

Auf die antisexistischen Männergruppen in der BRD bezogen[6] gab es z.B. Ende der 80er, Anfang der 90er Jahre einen Differenzierungsschub, in dem sich linksradikale Schwule von linksradikalen heterosexuellen Männern mit antisexistischem Anspruch mehr und mehr trennten; die gängige, unausgesprochenen Gleichsetzung von Mann mit Hetero wurde vielen (vor allem den Heterosexuellen) zu diesem Zeitpunkt erst wirklich bewusst und der Kritik zugänglich[7].

Punkt 3:

Mit der gegenüber z.B. Frankreich, Britain und den USA "verspäteten" Rezeption poststrukturalistischer Ansätze in der BRD, die in den 90ern aus den Unis schliesslich mehr und mehr auch in die aktivistische radikale Linke durchsickerte, den feministischen Debatten um J. Butler's "Gender Trouble"[8], dem Mitte bis Ende der 90er in Teilen der Restlinken erwachenden Interesse für queer theory[9]..., verbreitete sich bei vielen, die sich für das Geschlechterverhältnis ("gender und so") interessierten – so hiess das jetzt, der Begriff "Patriarchat" galt manchen nun als "zu monolithisch" – eine grundsätzliche Skepsis gegenüber jeglicher Identitätspolitik.

Obwohl ich die Ausweitung und Festigung eines "sexistischen Konsens" innerhalb der gemischten linken Szene in den letzten 10 Jahren behaupte und auch den Niedergang antisexistischer Männergruppen damit in Zusammenhang bringe, will ich diese Entwicklung, das sollte deutlich geworden sein, nicht auf einen Effekt eines eindimensional vorgestellten antifeministischen backlash reduzieren. Ich nehme sowohl das grundsätzliche Legitimitätsproblem einer Identitätspolitik von Privilegierten ernst (Punkt1), als auch die Kritik an Identitätspolitik überhaupt (Punkt 2&3). Ich fand die Versuche von Männern antisexistische Politik zu machen in den 80er Jahren schon ziemlich jämmerlich, es gibt für mich also nicht den geringsten Grund zu einer wie auch immer gearteten politischen Nostalgie. Dennoch finde ich die Situation, was Männer und Antisexismus hierzulande betrifft, heute im Grossen und Ganzen noch schlimmer als vor 15 Jahren. Ich bin nicht der Meinung, antisexistische Politik von Männern könnte oder sollte heute so sein wie vor 10 oder 15 Jahren. Aber sie sollte sein.

Zu den Problemen antisexistischer Praxis von Männern, Männergruppen insbesondere, habe ich folgendes anzumerken:

Zu Punkt 1, dem grundsätzlichen Legitimitätsproblem von Männergruppen:

Ich halte antisexistische Politik von Männern grundsätzlich nicht für weniger legitim als z.B. den "weissen" Antirassismus und ärgere mich immer wieder darüber, dass hier öfters mit zweierlei Mass gemessen wird. Darüberhinaus glaube ich, dass Politik, die versucht, sich ihre Motivation ausschliesslich oder auch nur hauptsächlich aus Betroffenheit und Opfer-Sein zu holen, zum Scheitern verurteilt ist. Sie muss die komplexe Situiertheit von Menschen in verschiedenen Machtnetzen und die uneinheitliche Zusammengesetztheit von Subjektivität, die sich entwickelt und sich je nach Situation verändern kann, verleugnen und sich scheinbar einheitliche, betroffene und gute Subjekte herbeikonstruieren.

Das soll nun überhaupt nicht heissen, dass es nicht möglich und wichtig wäre zu benennen, wer in Bezug auf eine bestimmte Tat Täter und wer Opfer ist, wer in Bezug auf eine bestimmte Ausbeutungsstruktur privilegiert und wer unterprivilegiert ist. Das ist sogar ultrawichtig. Mein Punkt ist aber, dass zum einen eben kein Subjekt sich im Opfersein oder im Tätersein, im Mannsein oder im Schwarz-Sein erschöpft; kein

[6] Es geht mir hier natürlich um keine wie auch immer geartete Gleichsetzung dieser gesellschaftlichen Phänomene feministische Bewegung und Männergruppenszene - das wäre angesichts der inhaltlichen und zahlenmässigen Schwäche der Mini-Sub-Szene "linksradikale Männergruppen" und der grundsätzlichen Problematik einer Identitätspolitik von Privilegierten auch wirklich bizarr – sondern um den Versuch, eine Politik, der ich mich persönlich verbunden fühle, politisch einzuordnen.

[7] siehe hierzu "Das Gespräch", in: Tuntentinte Nr.18, Juli 2000

[8] dt.: "Das Unbehagen der Geschlechter"

[9] Inzwischen kann sogar die linke deutsche Wochenzeitung Jungle World, die sich bisher nicht gerade als Vorkämpferin radikaler feministischer Kritik profiliert hatte, eine "queer-Debatte" vorweisen...



Mensch ist in jeder Faser seines/ihres Seins von irgendwelchen Identitätsbestimmungen durchdrungen. Und zum anderen sind die Zusammenhänge zwischen dem, was mensch "objektive gesellschaftliche Situiertheit" nennen könnte einerseits, und politischer Motivation andererseits manchmal sehr vermittelt, komplex und undurchsichtig. Es geht mir nicht, wie bestimmten postmarxistischen Intellektuellen[10], darum, den Zusammenhang zwischen "materieller Lage" und politischem Bewusstsein komplett zu bestreiten. Ich behaupte jedoch die Notwendigkeit und Legitimität politischen Handelns von Privilegierten in Bezug auf genau die Herrschaftsstrukturen, die sie privilegieren:

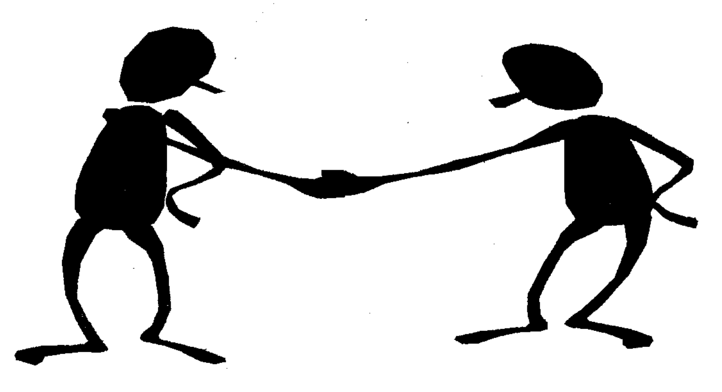
"Emanzipation ist nicht nur die Befreiung von äusseren, sondern auch von inneren Zwängen. Es geht nicht nur um die Veränderung von Strukturen zwischen Menschen, sondern auch in Menschen – überhaupt macht es oft keinen Sinn, zwischen Strukturen ausserhalb und innerhalb von Individuen zu unterscheiden: das ist eine bürgerliche Illusion. Emanzipation besteht auch in der Befreiung von systemkonformen Wünschen (denunziatorisch: Süchten) und der Entfaltung systemüberschreitender Wünsche. In diesem Kontext wollen wir die Aussage verstanden wissen, daß Linksradikalität gerade darin besteht, **gegen** die eigenen Interessen -als Männer, als Weiße- zu handeln und **für** unser Verlangen nach Autonomie und Kollektivität einzutreten. Wir fänden es wichtig, daß Männer ihre Männlichkeit, Weiße ihre Weißheit, allgemein gesagt: Privilegierte ihre als normal und universell daherkommende unmarkierte Differenz zum Problem, zum Politikum machen würden."[11]

[10] siehe z.B. Laclau & Mouffe: «Hegemony and Socialist Strategy», 1985

[11] aus einem Grundsatzpapier für einen - inzwischen zerfallenen - Männergruppezusammenhang aus Berlin.

Was den in Punkt 1 angesprochenen "Usurpationsverdacht" betrifft: ich glaube, solches Misstrauen kann niemals gänzlich ausgeräumt werden; es bleibt Männern mit antisexistischen Ansprüchen nichts anderes, als die eigene Motivation immer wieder kritisch zu befragen[12], möglichst ohne darüber gänzlich handlungsunfähig zu werden. Ich komme in diesem Zusammenhang noch einmal auf den Vergleich Antirassismus / Antisexismus zurück: Rassistische wie sexistische Haltungen sind grundsätzlich ambivalent. Begehren und Ekel bedingen sich gegenseitig wie Slum und Palast. "Die Anderen" sind genauso Projektionsfläche "unseres" Begehrens wie "unserer" Ängste. Exotismus bzw rassistische Romantisierung/Xenophilie sind von 'wahrhaft' antirassistischen Einstellungen nicht so einfach zu unterscheiden, wie mensch das gerne hätte. Was für den Antirassismus von Weissen gilt, gilt auch für den Antisexismus von Männern: Der enge Zusammenhang von Frauenhass und –verachtung einerseits, (männlichem hetero-) sexuellem Begehren und romantischer Idealisierung andererseits ist ja bekannt. Manche Formen des heterosexuellen männlichen Profeminismus entpuppen sich bei näherem Hinsehen als höchst suspekte Spielarten romantischer Idealisierung. Männlichen Beteuerungen profeministischer Solidarität einfach zu vertrauen wäre naiv, sie ohne weiter zu differenzieren als subtilen Sexismus und taktisches Gerede abzutun wird den komplexen Realitäten nicht gerecht. Wirkliches Vertrauen zwischen Privilegierten und Unterprivilegierten in einer von Herrschaft und Ausbeutung geprägten Gesellschaft kann es meiner Ansicht nach sowieso nur punktuell geben, und dann unter Leuten, die sich etwas besser ken-

[12] Mit diesem kritischen Befragen meine ich keine rein intellektuelle, kognitive Innenschau, sondern vielmehr eine Praxis der eigenen emotionalen Impulse entscheidend ist. (Das kann man übrigens lernen.) Noch möchte ich "kritisch" im Sinne einer selbstquälerischen Geständnispraxis verstanden wissen. Die radikale Selbstkritik, die von allen radikalen Menschen gefordert ist, kann am ehesten auf der Grundlage eines wohlwollenden Verhältnisses zu sich gelingen. Dieses gilt es zu stärken bzw zu entwickeln, anstatt den eigenen Selbsthass politisch aufzuladen. Damit will ich weder suggerieren, die nötigen persönlichen Veränderungen könnten ohne Schmerz und Kränkungen vonstatten gehen. Noch will ich einem "neuen männlichen Selbstbewusstsein" das Wort reden. Das Selbstbewusstsein, das mir vorschwebt, beruht nicht auf einer Identifikation mit Männlichkeit.
Siehe hierzu auch die Ausführungen zu "Aufhebung der eigenen Identität" in der nächsten Fussnote.



nen. Politisch misstrauen würde ich für meinen Teil am meisten jenen, die behaupten, "echte Solidarität" und romantische Idealisierung immer problemlos auseinanderhalten zu können.

Zu Punkt 2 und 3, Identitätspolitik überhaupt:

"Es geht um den Entwurf einer strategischen Identitätspolitik, die Einheiten über Differenzen hinweg konstruiert, ohne die Differenzen zu leugnen und ohne die Einheiten als natürlich zu setzen; die sich der Gefahren der Essentialisierung, Naturalisierung, Homogenisierung bewusst bleibt. Daraus folgt ein pragmatischer und flexibler Umgang mit 'identitätsbestimmten Gruppen', eine unaufhörliche Problematisierung von Homogenisierung nach innen und Abgrenzung nach aussen."

Und:

"Identitätspolitik privilegierter Gruppen wirft völlig andere Problematiken auf als die unterprivilegierter/unterdrückter Gruppen. Identitätspolitik Privilegierter kann nur als selbstaufhebende oder "negative" Identitätspolitik progressive Praxis sein. Das bedeutet, dass das Ziel der Aufhebung der eigenen Identität[13] nicht nur – wie in jeder nichtreaktionären Identitätspolitik – präsent sein muss, sondern ganz klar im Vordergrund stehen und den Propagandisten der Männlichkeit, der Heimat, der Nation und sonstiger Widerwärtigkeiten kompromisslos entgegengesetzt werden sollte."[14]

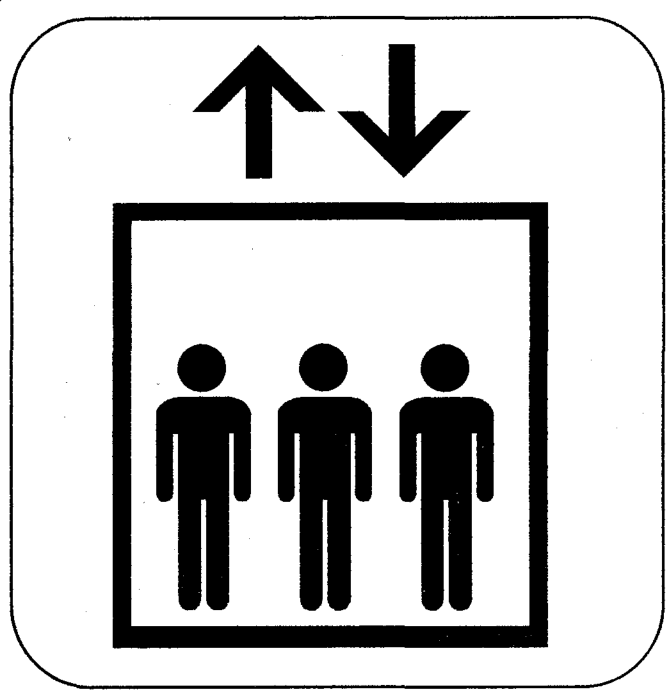
Zu Punkt 3, Identitätskritik und "postmodernes Denken":

"Linksradikales Denken bedeutet für mich ganz entscheidend, zu versuchen die gesellschaftlichen Entstehungsbedingungen der eigenen theoretischen Werkzeuge zu reflektieren. Linksradikale Theorie heute heisst für mich, mit poststrukturalistischen Ideen, durch die postmoderne Kritik hindurch die klassischen linken Ansätze zu hinterfragen, das was historisch überholt ist (und das was schon immer falsch war), zu verwerfen; und zugleich, im selben Prozess, das – unser – 'postmoderne(s) Denken' als Ideologie der jüngsten Entwicklungsstufe der globalen patriarchalen Klassengesellschaft zu begreifen und zu versuchen eine kritische Distanz dazu einzunehmen."[15]

Poststrukturalistische Ansätze insgesamt und pauschal als theoretische und politische Fortschritte gegenüber "klassischen" linken/feministischen Ansätzen einzuschätzen finde ich ziemlich problematisch[16]; "das postmoderne Denken" dagegen pauschal und ausschliesslich als Ausdruck von Entradikalisierung bzw als theoretische Verfallserscheinung zu begreifen, kommt mir absurd vor.

Es kommt wie immer darauf an, sich genau anzuschauen, zu welchen Zwecken welche Kritiken wann von wem eingesetzt werden.

Antiessentialistische Kritik an Identitätspolitik wurde z.B. in autonomen Debatten der 90er Jahre benutzt um (pro)feministische Politik überhaupt zu diffamieren. Die "Identitätsfeministin" wurde als neues Feindbild aufgebautund "Identitätspolitik" als die Wurzel alles politischen Übels erkannt[17]. Generell wird in krypto-antifeministischen[18] Diskursen innerhalb der "linksradikalen" Szene in den letzten Jahren gerne der Sexismusbegriff "pseudo-dekonstruktivistisch" verunstaltet, indem die



Problematisierung des Herrschaftsverhältnisses von Männern über Frauen ausgeblendet und die Gewalt der identitären Geschlechtsstereotypisierung davon abgetrennt und als das ausschliesslich und eigentlich am patriarchalen

[13] "'Aufhebung der eigenen Identität' in einer 'negativen Identitätspolitik' soll nicht heissen, dass das betreffende Konstrukt (z.B. Männlichkeit) als Ganzes, so wie es ist, dämonisiert wird. Sondern es geht um ein 'unpacking' eines Komplexes von Eigenschaften und Symbolen, das eine Rekombination der Elemente ermöglichen würde, in der die Elemente selbst ihre 'Färbung' veränderten. Das könnte mensch vielleicht 'Dekonstruktion' nennen und auf individueller Ebene ist damit die Perspektive einer zugleich auflösenden wie schöpferischen Selbstveränderung jenseits von Moralismus und Selbsthass angedeutet."
(aus "Was heisst linksradikal", Männerrundbrief Nr 15, 2000).

[14] aus: "Identitätspolitik und Organisierung", webjournal des Antirassistischen Grenzcamps 2000

[15] aus "Was heisst linksradikal", Männerrundbrief Nr 15, 2000

[16] Ich finde z.B. die ziemlich kritischen Einschätzungen von T. Eagleton in "The Illusions of Postmodernism" (1996) zum grossen Teil recht überzeugend.

[17] siehe 'Die Geschichte von Paul und Paula' von 'Die Unglücklichen' im Berliner Autonomenfanzine «interim», Nr. 436 vom 6.11.97

[18] Offen antifeministische Diskurse haben es in der sogenannten linksradikalen Öffentlichkeit immer noch schwer, wobei die geltenden pseudoprofeministischen Anstandsregeln für viele in der Szene genau das sind: Benimmregeln, hohle political correctness. Entsprechend wird es von vielen, vor allem Männern natürlich, als Befreiungsschlag empfunden, wenn Mackeridioten wie Justus Wertmüller von der Zeitschrift für intellektualistische Misanthropen "bahamas", ihre schwelenden Ressentiments endlich in deutliche Worte fassen (wie etwa auf einer Veranstaltung der "bahamas" "zur Kritik von Asexualität und Obszönität" im Oktober 2000 in Berlin).

Geschlechterverhältnis zu Skandalisierende ausgemacht wird[19].
Das soll nun überhaupt nicht heissen, poststrukturalistische Identitätskritiken würden irgendwie an und für sich antifeministischen Bestrebungen Vorschub leisten. Zwar bietet der dekonstruktive Feminismus, verstanden als Selbstkritik der feministischen Bewegung, in emanzipatorischer Absicht unternommen, Leuten Stichworte und Denkfiguren, deren Verhältnis zur feministischen Kritik niemals ein solidarisches war. Aber das ist eben der Nachteil von Selbstkritik und unvermeidlich.
Darüberhinaus bin ich doch auch der Ansicht, dass einigen Spielarten poststrukturalistischer Kritik eine entpolitisierende Tendenz innewohnt. Aber wie gesagt, es kommt immer darauf an, wer welche Argumen-tationen wann zu welchem Zweck ins Spiel bringt.

Teil 2: Ansätze zu einer kritischen Erneuerung antisexistischer Politik von Männern

Wenn antisexistische Politik von Männern eine Zukunft haben soll, von der sich zu sprechen lohnt, muss die Organisierung in Männergruppen meiner Ansicht nach Teil eines Organisierungsansatzes werden, der gleichermassen die gesellschaftliche Realität und Wirkungsmächtigkeit von Identitätskonstruktionen ernstnimmt, wie auch Widerstand gegen die ausschliessende und homogenisierende Gewalt von Identitäten zu leisten versucht. Es gilt, sich dem Gegensatz identitär-antiidentitär, Identitätspolitik-Identitätskritik zu verweigern. Das könnte praktisch die Gleichzeitigkeit und Überschneidung gemischter und getrennter Organisierungen in einer Bündnisstruktur bedeuten.
Die Kritik an den homogenisierenden und ausschliessenden Effekten von Geschlechtskategorien müsste noch viel mehr, als das meines Wissens in der BRD je versucht wurde, in das "Programm" antisexistischer Männergruppen eingehen. Das bedeutet für mich in erster Linie, sich mit den Differenzen zwischen Männern auseinanderzusetzen. Es bedeutet viel ernsthafter als bisher die Tatsache zu problematisieren, dass im Bedeutungsfeld "Männergruppen, Männer'bewegung'" der Begriff "Mann" die Assoziation "weisser, heterosexueller Mann aus den neuen Mittelschichten" aufruft. Weisse heterosexuelle bürgerliche Heterogruppen sollten sich meiner Ansicht nach zukünftig auch so nennen – oder irgendwie anders, aber auf jeden Fall nicht einfach "Männergruppen". Es müsste viel ernsthafter als bisher die Auseinandersetzung über Klassenunterschiede zwischen Männern, über verschieden Typen von Männlichkeiten (unterworfene, komplizenhafte, hegemoniale...) geführt werden. Es müssten (wieder) Versuche gestartet werden, Dialoge zwischen heterosexuellen, bisexuellen und schwulen linken, antisexistischen Männern zu führen.
Und natürlich fände ich eine Auseinandersetzung über den politischen Status von Männlichkeit mit FrauenLesben, intersexuellen, transsexuellen (FTM wie MTF) und transidentischen Leuten superwichtig. Bevor sowas klappen könnte, hätten viele linke Männer mit antisexistischem Anspruch allerdings noch so die eine oder andere Hausaufgabe zu erledigen, glaube ich. Um es mal vorsichtig auszudrücken.
Ein anderes weites Feld ist natürlich die ethnische Verengung der "traditionellen" Männergruppenpraxis. Männlichkeit ist eine Ressource, die neben ethnischer Zugehörigkeit, Klasse usw eingesetzt wird um Status zu erlangen; verschiedene rassifizierte/ethnische Identitäten beinhalten verschiedene Männlichkeitsformen. Die Unterschiede zwischen Männern unterschiedlicher ethnischer Zugehörigkeit/Herkunft müssten viel ernster genommen, die Verletzungspotentiale einer Kommunikation über diese Unterschiede hinweg viel mehr beachtet werden als ich es bisher je erlebt (bzw selbst praktiziert) habe. Voraussetzung für eine Kommunikation zwischen weissen Männern der Mehrheitsgesellschaft und Männern mit migrantischem Hintergrund wäre eine intensive Auseinandersetzung ersterer über verinnerlichte rassistische und antisemitische Stereotype, über Bilder von den "anderen" Männern, die Neigung "böse", "nicht korrekte", verleugnete und abgespaltenen Anteile auf die "anderen Männer" zu projizieren etc.
Die Analyse des deutschen Antisemitismus, ob in der Linken oder im mainstream, ist bisher weitgehend eine Angelegenheit grösstenteils geschlechtsblinder männlicher Theoretiker geblieben. Es wäre höchste Zeit, den Zusammenhang von Sexismus und Antisemitismus, von Deutschsein und Mannsein theoretisch und selbsterfahrerisch zu erforschen und daraus Ansätze für die politische Praxis zu gewinnen.
Auch was die Thematisierung von Sexualität (ein "klassisches" Männergruppenthema) betrifft, würde ich mir ein paar neue Ansätze wünschen:
Angesichts der antifeministischen Offensive in der aktuellen Vergewaltigungsdebatte in der deutschen "linksradikalen" Szene (ich schreibe dies im Mai 2001), wäre eine möglichst breite Auseinandersetzung über Sexualität meiner Ansicht nach heute notwendiger denn je. Ich finde viele Szene-Menschen was dieses Feld betrifft theoretisch ziemlich desorientiert, und mit irgendwelchen Formen der Kommunikation über Sexualität jenseits der bürgerlichen Privatsphäre sieht es nach meinen Erfahrungen relativ schlecht aus. Und dass in den linken Milieus die mir vertraut sind, eine wirklich deutlich positiv vom gesellschaftlichen mainstream sich unterscheidende verbale und somatische Kom-

[19] So auch z.B. in einem Text von zwei altautonomen Kadern zu den Konflikten um Sexismus auf dem Antirassistischen Grenzcamp 1999, publiziert ebenfalls in der "interim", Nr. ??, der sich in den letzten Passagen dann auch offenherzig dazu bekennt, die Organisation in identitätsbestimmten Gruppen wie etwa FrauenLesbenZusammenhängen eigentlich falsch zu finden.

munikation über erotische Wünsche und Grenzen sich etabliert hätte, kann ich auch nicht erkennen.
Ich glaube, dass Männergruppen **ein** angemessener Ort für das Sprechen über Sexualität sein können. Ich finde aber überhaupt nicht, dass Männer **ausschliesslich oder hauptsächlich** in Männergruppen über Sexualität sprechen sollten. Das Argument, das oft von Befürwortern von Männergruppen angeführt wurde, dass man(n) in Männergruppen einfacher über Sexualität reden könnte, hat mich schon immer kribbelig gemacht. Zum einen setzt diese Aussage unausgesprochen voraus, die Männergruppe sei ein entsexualisierter und deshalb konfliktarmer Raum, wohl weil angenommen wird, alle Männer die mitmachen sind stockhetero und wollen eh nix voneinander, so dass mann jetzt mal ganz in Ruhe über die Probleme mit den Frauen reden könnte. Diese unausgesprochene Annahme geht mir auf die Nerven, und eine Gruppe, die wirklich so funktionierte fände ich eine eher konservative Einrichtung und ausserdem sterbenslangweilig. Zum anderen finde ich es ziemlich problematisch, wenn heterosexuelle Männer anderen Männern Dinge über ihre Sexualität erzählen, die sie den Frauen, mit denen sie zu tun haben selbst, aus Angst vor Konflikten oder Scham oder was weiss ich, nicht erzählen. Als Übergangslösung mag das unter bestimmten Umständen angehen, aber auf Dauer ist das nichts anderes als eine männerbündische Praxis.
Eine weitere Problematik der Auseinandersetzung über Sexualität in Männergruppen – wie auch fast überall sonst - ist die gängige Verengung des Feldes des Erotischen auf das Geschlechtliche. Tatsächlich sind ja sämtliche Formen von kultureller, ethnischer... Differenz erotisiert, Sexualität bezieht sich nie nur auf Geschlecht sondern eben immer auch auf Rasse, Klasse, Ethnie undsoweiter[20]. Wenn sexual politics kein von weissen bürgerlichen Perspektiven dominiertes Feld bleiben soll, ist es meiner Ansicht nach dringend notwendig unter anderem die rassistischen Dimensionen von Sexualität herauszuarbeiten und politisch in den Vordergrund zu stellen[21].
Falls nun der Eindruck entstanden sein sollte, mir würde sich Sexualität in erster Linie als ein Bündel von Herrschaftsstrukturen darstellen - dem ist nicht so. Ich halte zwar nichts davon, die gute Sexualität von der bösen Gewalt schematisch zu trennen[22], Herrschaft ist Sexualität nicht äusserlich, sie wirkt in ihr und durch sie und konstituiert sie mit. Andererseits finde ich es völlig falsch, Sexualität auf Herrschaft zu reduzieren.
Zwar entsteht Sexualität, so wie ich das verstehe, indem Lüste per Sozialisation unter ein genitales Primat gezwungen und heterosexualisiert werden. (Eine Befreiung von dieser Sexualisierung wäre auch eine Befreiung zu anderen Sexualitäten, oder post-sexuellen Praktiken - wie immer das dann eben heissen würde - die nicht mehr die "Last" zu tragen hätten, diese weltliche Religion, die der moderne Sex ist, diese einzige Form ekstatischer Befriedigung und energetischen Austauschs[23], die Menschen zur Verfügung steht, zu sein).
Andererseits lebt im Sexuellen eben diese Vielfalt der Lüste fort, die systemkonforme Formierung des Sexuellen scheitert genauso notwendig wie die Konstruktion eindeutiger Geschlechtsidentitäten letzlich scheitern muss. Und deswegen besitzt Sexualität eine eigene "Logik" die sich nicht vollständig auf Politik und Diskurs reduzieren lässt.
Obwohl es zu diesem Thema sicher noch viel mehr zu sagen gäbe, schliesse ich an dieser Stelle, ich hoffe dass die Hauptlinien meiner Argumentation klar geworden sind und dass meine Ausführungen zu einer produktiven Auseinandersetzung um Antisexismus, Identitätspolitik und linksradikale Politik im Allgemeinen beitragen werden. Besten Dank für eure Aufmerksamkeit.

Daniel Mang – danielmang@web.de

[20] Siehe hierzu den Aufsatz "Desire and Difference" von Jonathan Dollimore, in: Stecopoulos/Übel: Race and the Subject of Masculinities, 1997.
[21] Siehe hierzu den Aufsatz von Kobena Mercer und Isaac Julien, "Black Masculinity and the Sexual Politics of Race" in K. Mercer: Welcome to the Jungle, 1994.
[22] deshalb benutze ich beispielsweise weiter den Begriff "sexuelle Gewalt" statt "sexualisierte Gewalt"
[23] Ich gehe davon aus, dass die Konzepte von Lebensenergie, wie sie in diversen nicht-westlichen Traditionen (chi in der chinesischen Medizin, prana in der yogischen/ayurvedischen Tradition, etc.) entwickelt wurden, aber auch im Westen am Rande der offiziellen biologisch-medizinischen Diskurse existieren, eine Realität beschreiben. Die in manchen linken Kreisen verbreitete Neigung, die Dogmen des naturwissenschaftlichen mainstreams fraglos zu übernehmen und sämtliche davon abweichenden Ansichten als politisch verdächtig, esoterisch, irrationalistisch undsoweiter zu behandeln, halte ich für eine ganz bedauerliche Form rationalistischer Borniertheit. Ich empfehle die Lektüre der "Dialektik der Aufklärung" aus dem Jahre 1947.
An meiner Ansicht, dass für eine Kritik des real existierenden Sexuellen Lebensenergiekonzepte, sowie der praktische wie theoretische Rückgriff auf Erfahrungen und Konzepten aus diversen körpertherapeutischen Ansätzen sehr fruchtbar sein können, hat sich in den letzten 20 Jahren nichts geändert, es sei denn ich bin heute davon überzeugter denn je.

Rubrik Kritische Medizin und Heilkunde

Die männlichen Geschlechtorgane

Aufbau und Funktion

Einleitung:

Reden über uns und unseren Körper fällt uns Männern oft schwer. Ich habe noch nicht mir vielen über meinen Penis z.B. geredet oder über meine Sexualität. Zumindest nicht detailliert. Ich glaube, da sitzt noch viel Scham. Wenn ich mal z.B. eine Wunde an meinem Penis hatte, kam es mir nicht in den Sinn, das anderen zu erzählen oder gar zu zeigen, wie ich wahrscheinlich bei anderen Körperteilen gemacht hätte. Auch von meinen Ängsten, vielleicht „nicht richtig", zu sein am Penis, habe ich wenig erzählt. Obwohl mich das schon, v.a. in der Pubertät, oft beschäftigt hat. Ist der nicht zu komisch krumm, wenn er errigiert ist? Insgesamt nicht viel zu klein? Und die Vorhaut nicht viel zu eng? Lachen mich alle aus, wenn die das mal sehen, die erste Frau, mit der ich schlafen will? Was ist, wenn ich nicht richtig bin? Impotent, nicht in der Lage mit einer Frau zu schlafen? Und wenn ich Hodenkrebs habe?
Wie peinlich mir das oft war, nackend angeguckt zu werden oder beim Geschlechtsverkehr einen „vorzeitigen Orgasmus" zu haben, oder erst zu spät oder gar keinen. Wieviel Identität und Würde sitzt in diesem kleinem Körperteil? Hier muß alles stimmen, darf es keine Probleme geben. Und wenn doch, dann darf es bloß keiner wissen. Die meisten Frauen gehen ab einem bestimmten Alter zur Frauenärztin/ zum Frauenarzt um sich untersuchen zu lassen, ob „alles in Ordnung" ist, oder wegen der Pille. Wieviel Männer gehen zum Urologen und lassen sich „durchchecken"? Darf bei Männer überhaupt etwas nicht „in Ordnung" sein? Bei jungen nicht und bei alten auch nicht. Ist eine Prostatavergrößerung nicht irre peinlich? Dauernd in die Unterhose zu pinkeln, und wenn mann pinkeln will nicht zu können und nachts deswegen nicht gut zu schlafen?
Hier haben wir noch ein Tabu zu brechen, offener über uns, unseren Körper, Sexualität, Träume, Wünsche und Ängste zu sprechen. Dazu will ich beitragen, indem ich unseren Körper hier thematisiere, vielleicht ein paar Zusammenhänge erhelle oder aber für einige auch nur schon längst bekannte Grundlagen wiederhole. Was ich nicht will, ist den aufgebauten Schutz wegreißen, bloßstellen oder in klinischer Sprache, steril, mit viel Abstand und innerlich abgespalten betrachten, was ich sonst vielleicht nicht könnte. Mein Penis, meine Hoden und alles drum und dran gehört zu mir, zu meinem Körper und zu meiner Geschichte. Mein Penis kann hart und erigiert sein, allermeistens ist er aber weich und schutzbedürftig. In den viel zu engen Hosen ist er oft eingezwängt und auch beim Onanieren oder beim Geschlechtsverkehr wurde er viel zu oft nicht gut behandelt. Nicht liebevoll. Aber das will ich: Meine Geschlechtsorgane mehr wahrnehmen und gut zu ihnen sein, mehr akzeptieren und liebhaben. Dafür will ich mich genauer mit ihnen auseinandersetzen und auch mehr Wissen mir aneignen.



Ich versuche hiermit jetzt ein wenig Wissen zu vermitteln, dabei vorsichtig und nicht hart zu sein, einfach und verständlich zu schreiben. Selbstverständlich ist das Thema durch diesen Artikel nicht erschöpft, sondern eher nur angerissen, aber es ist ein Anfang, und vielleicht gibt's ja nächstes Mal noch eine Fortsetzung. Etwaige medizinisch gebildeten LeserInnen mögen mir verzeihen, dass ich manchmal verkürze um nicht zu sehr ins Detail zu gehen.

Definition:

Als Geschlechts- oder Fortpflanzungsorgane werden diejenigen Organe bezeichnet, welche dazu dienen, ein neues Lebewesen hervorzubringen, bzw. „die Art zu erhalten“ (beim Mann: Penis, Hodensack, Hoden, Nebenhoden, Samenwege und Geschlechtsdrüsen) (siehe Abb.1).
In der Biologie und Medizin sind postmoderne Ansätze bislang nicht zu finden. Der Dualismus männlich-weiblich prägt die Anschauungen komplett[1]. Insofern wird die Funktion der Geschlechtsorgane auch fast ausschließlich über die Fortpflanzung, d.h. die sexuelle Vereinigung von Mann und Frau definiert. Auch ich habe mich daran gehalten und wüßte hier auch gar nicht anders damit umzugehen. Ausdrücklich darauf hinweisen möchte ich allerdings, dass Thematiken, wie Funktion der Spermien oder „haploider/ diploider Chromosomensatz“ z.B. für schwule Männer eine andere Bedeutung haben als für Heteros, die Geschlechtsverkehr mit einer Frau haben. Nämlich - wenn überhaupt - eine theoretische. Themen, die für die praktische schwule Sexualität meist eine größere Rolle spielen als für Heterosexualität, wie z.B. sexuelle Erregung durch Stimulation der Prostata, fehlen in diesem Artikel, weil ich keine Erfahrung damit habe.

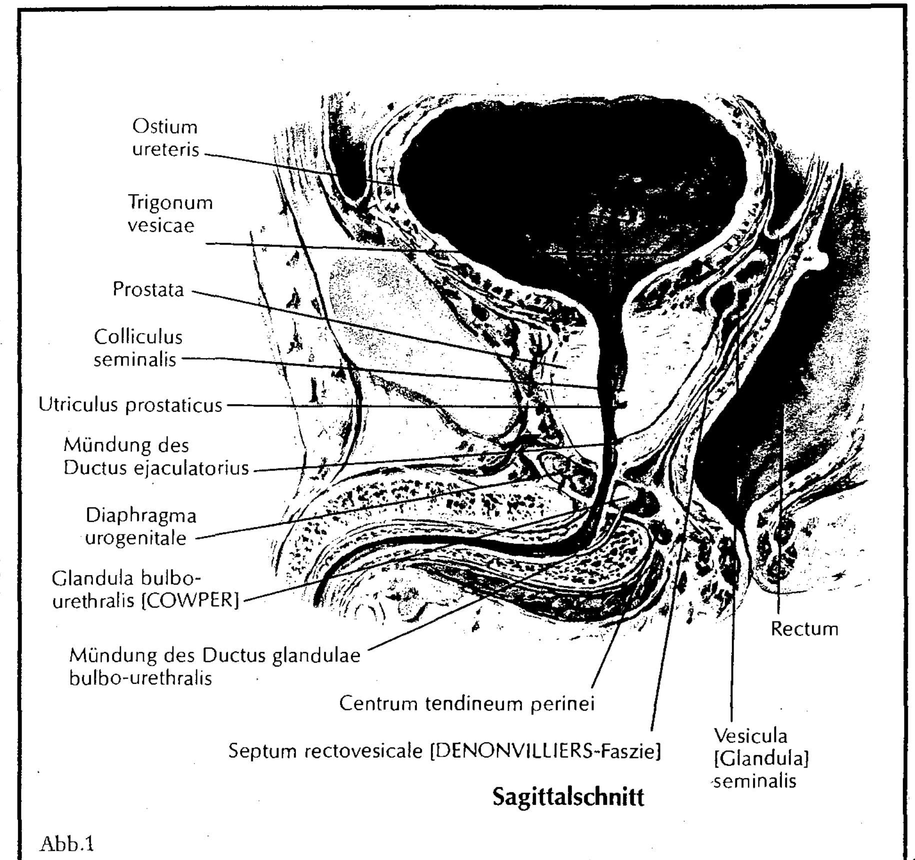


Abb.1

Die Hoden und die Nebenhoden:

Die eiförmigen Hoden (Testis) liegen im taschenartigen Hodensack (Scrotum). Der Hodensack besteht aus gerunzelter Außenhaut und nicht willkürliche steuerbarer Muskulatur. Die Hoden werden in der Embryonalzeit an der hinteren Bauchwand gebildet (entwicklungsgeschichtlich sind sie mit den weiblichen Eierstöcken vergleichbar) und senken sich meist kurz vor der Geburt in den Hodensack ab. Dieses Absinken erfolgt durch eine Lücke in der aus festem Bindegewebe gebildeten Begrenzung des Bauchraumes, durch den Leistenkanal. Dies ist insofern von Bedeutung, weil sich diese Verbindung anfällig ist und der nachträgliche Verschluß (eine kleine Öffnung für Samenleiter, Muskulatur, Blut- und Lymphgefäßen bleibt bestehen), kaputt gehen kann (man spricht dann von einem „Leistenbruch“). Dann können Baucheingeweide (Darm) bis in den Hodensack absinken. Die Darmpassage wird unter Schmerzen behindert und ein gefährlicher Darmverschluß kann entstehen. Die Intaktheit des Verschlusses des Leistenkanals prüft der Musterungsarzt manchmal, wenn er den Hodensack anfaßt und zum Husten auffordert (durch Husten wird starker Druck im Bauchraum erzeugt, welcher sich bei einem Leistenbruch in den Hodensack fortsetzen würde). Ich schreib das hier nicht rein, um Verständnis für diese Untersuchungen beim Musterungsarzt zu wecken, anzudeuten, es sei doch alles nicht so schlimm und doch auch notwendig. Eine Musterung ist oft erniedrigend und soll nicht verharmlost werden. Aber vielleicht hilft es einigen, wenn sie zumindest wissen, warum der Arzt das so macht bzw. gemacht hat.

Wenn der Hoden bei seiner Wanderung in der Embryonal-

zeit im Leistenkanal stecken bleibt, was schon desöfteren passiert, dann wird von einem „Leistenhoden“ gesprochen; der Hoden kann sich dann entweder spontan im Kleinkindesalter absenken, oder es wird operiert, da sonst Unfruchtbarkeit die Folge ist und die Gefahr von bösartigen Erkrankungen sich vergrößert.

Der Hoden ist von einer bindegewebigen Hülle umgeben, von der aus Trennwände in die Mitte ziehen und jeden Hoden in ca. 250 Läppchen unterteilen. In jedem dieser Läppchen befinden sich zwei bis drei Hodenkanälchen. Hier entwickeln sich in mehreren Schritten die Spermien (Abb.2+3).

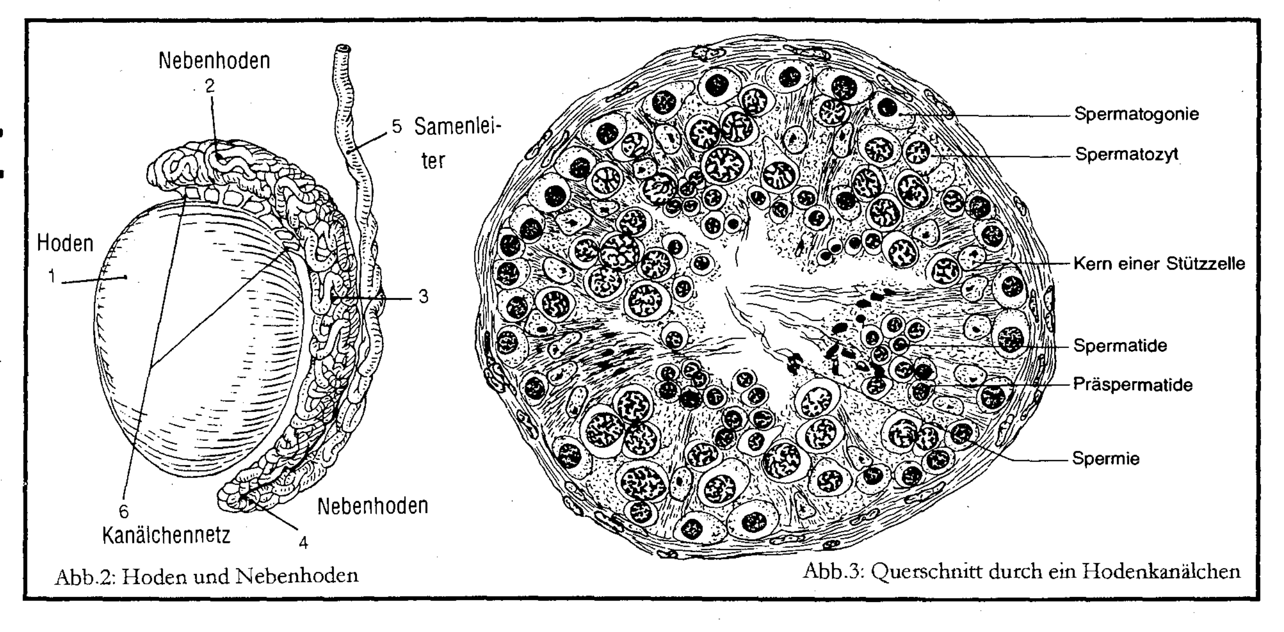


Abb.2: Hoden und Nebenhoden

Abb.3: Querschnitt durch ein Hodenkanälchen

Die Samenzellen (Spermien):

Die Spermien bestehen aus einem Kopf, einem Mittelstück und einem Schwanz (Abb.4). Der Kopf enthält den Zellkern mit den Chromosomen, ist damit also der eigentliche väterliche Erbträger. Der vordere Teil des Kopfes ist mit einer dünnen Kopfkappe überzogen, die ein Enzym enthält. Dieses Enzym ermöglicht es dem Spermium den Schleimhautpfropf, welcher den Gebährmutterhals verschließt, zu durchdringen. Das Mittelstück liefert die benötigte Kraft für die Bewegung des Schwanzes, wodurch eine Vorwärtsbewegung möglich wird. Das Spermium „schwimmt“ also aus eigener Kraft, und zwar mit einer Geschwindigkeit von ca. 3mm pro Minute. Wenn es zu einer Befruchtung der weiblichen Eizelle kommt, sind die Spermien schon ein bis zwei Stunden „unterwegs“. Großen Einfluß hat dabei auch die Beschaffenheit des Vaginalschleimes, welcher hormonell bedingt das Vorwärtskommen der Spermien hemmen oder fördern kann.

Zur Befruchtung als solche gibt es viele eigentümliche Umschreibungen, die zumeist patriarchal geprägt sind. Die Jugendfernsehsendung „Moskito“ hat mal den Witz gemacht, dass man doch nicht deprimiert sein soll, wenn man nie gewinnen würde,- einmal, nämlich beim Wettrennen zur Eizelle sei man ja schließlich schnellster, bester, erster gewesen, also männlich siegreich. Selbstverständlich richtete sich das an einen Jungen und nicht an ein Mädchen. Übergangen wird dabei, dass Spermium und Eizelle zu etwas neuem Verschmelzen, woraus dann erst später ein Mensch hervorgehen kann. Aus dem Bio- Schulunterricht kennen wir da vielleicht noch die Schlagworte „diploider“ und „haploider Chromosomensatz.“ Die gesunden menschlichen Zellen haben bis auf die Ausnahme der Geschlechtszellen einen diploiden Chromosomensatz,- 46 Chromosomen in jeder Zelle[2]. Beim Mann finden die „Reifeteilungen“, bei denen der diploide Chromosomensatz auf den haploiden (23 Chromosomen) Satz reduziert wird bei der Entwicklung der Spermien im Hoden statt.

Die reifen Spermien wandern in den Hodenkanälchen zur Mitte (Abb.3) und werden dann in Richtung Nebenhoden abtransportiert. Diese liegen dem oberen und hinteren Teil der Hoden an

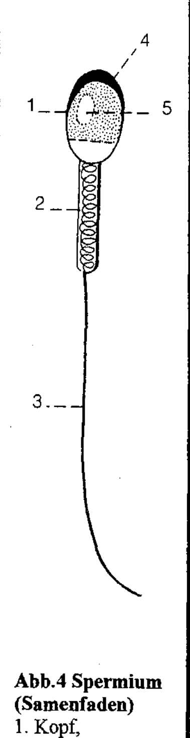


Abb.4 Spermium (Samenfaden)
1. Kopf,
2. Mittelstück,
3. Schwanz,
4. Kopfkappe mit Enzym,
5. Vakuole

und bestehen aus zahlreichen gewundenen Kanalabschnitten (Abb.2). Hier werden die Spermien gespeichert. Durch das hier bestehende saure Milieu (niedriger PH- Wert) haben sie noch nicht ihre Fähigkeit sich aus eigener Kraft zu bewegen.
Hoden und Nebenhoden liegen,- anders als die als Organ vergleichbaren Eierstöcke der Frau außerhalb der Bauchhöhle. Dadurch wird nicht etwa der Weg, den die Spermien zurücklegen müssen um in die Harn- Samen-Röhre des Penis zu gelangen verkürzt, wie eineR sich vielleicht denken könnte aufgrund der anatomischen Nähe, sondern im Gegenteil eher verlängert: Der Samenleiter, welcher von den Nebenhoden zur Prostata führt, ist 50 bis 60 cm lang. Er stellt die Fortsetzung des Nebenhodens dar. Er steigt vom Hodensack durch den Leistenkanal (siehe oben) in die Bauchhöhle. Er läuft dabei seitlich an der Harnblase vorbei, macht dabei quasi einen Bogen, um dann in der Prostata (siehe unten) einzumünden. Würden die Hoden im Bauchraum verbleiben wie die Eierstöcke der Frau es tun, würde der Weg zum Harn- Samenleiter kürzer sein.
Aber die Spermien sind relativ temperaturempfindlich und brauchen eine deutlich kühlere Umgebung, als das innerhalb der Bauchhöhle möglich wäre (ca. 3°C kühler). Bei allzu hohen Temperaturen verlieren sie ihre Fähigkeit zur Befruchtung. Ein Umstand, der auch als natürliche Verhütungsmethode genutzt wurde und wird,- so setz(t)en sich Männer z.B. einige Zeit auf den heißen Ofen/ Herd oder baden ihre Hoden vor dem Geschlechtsverkehr in warmen Wasser. Ich selber habe damit keinerlei Erfahrungen und gehe deswegen nicht weiter darauf ein[3]. Den Effekt, den der Körper anwendet, um die Temperatur im Hoden und Nebenhoden einigermaßen konstant zu halten, kennen wir dabei wohl alle: Der Hodensack und in geringerem Umfang auch der Penis zieht sich bei Kälte (z.B. ein Bad im kaltem Meer) zusammen, ist damit näher am Körper und wird dadurch erwärmt und dehnt sich bei Wärme (z.B. Sauna) aus, indem die sich in ihm befindlichen Muskeln erschlaffen. Wahrscheinlich kennt ihr auch alle die Witze wie: „Das eingebaute Thermometer zeigt an: Heute ist es sooo 👌 kalt!"...
Der Samenerguß (Ejakulation) ist, wenn man es denn genau aufschlüsselt, ein komplizierter Vorgang. Durch Zusammenziehung der Muskulatur des Nebenhodenganges bei der Ejakulation werden die Spermien aus den Nebenhoden in den Samenleiter gedrückt. Bis dann letztendlich das Sperma den Penis verläßt, dauert es eine Zeit. Das ist auch eine Erklärung dafür, das Männer den Orgasmus meist kurz vor dem Austritt von Sperma aus dem Penis spüren,- eine halbe Sekunde, oder auch einige Sekunden. Im Gespräch mit Freunden wurde mir auch erzählt, das sie mitunter Orgasmen ohne Samenerguß hätten oder in ganz anderen zeitlichen Abständen. Ich kenne das so von mir nicht und will das deswegen hier so stehen lassen mit dem Hinweis, dass Orgasmus und Ejakulation eben nicht genau das gleiche sind[4].

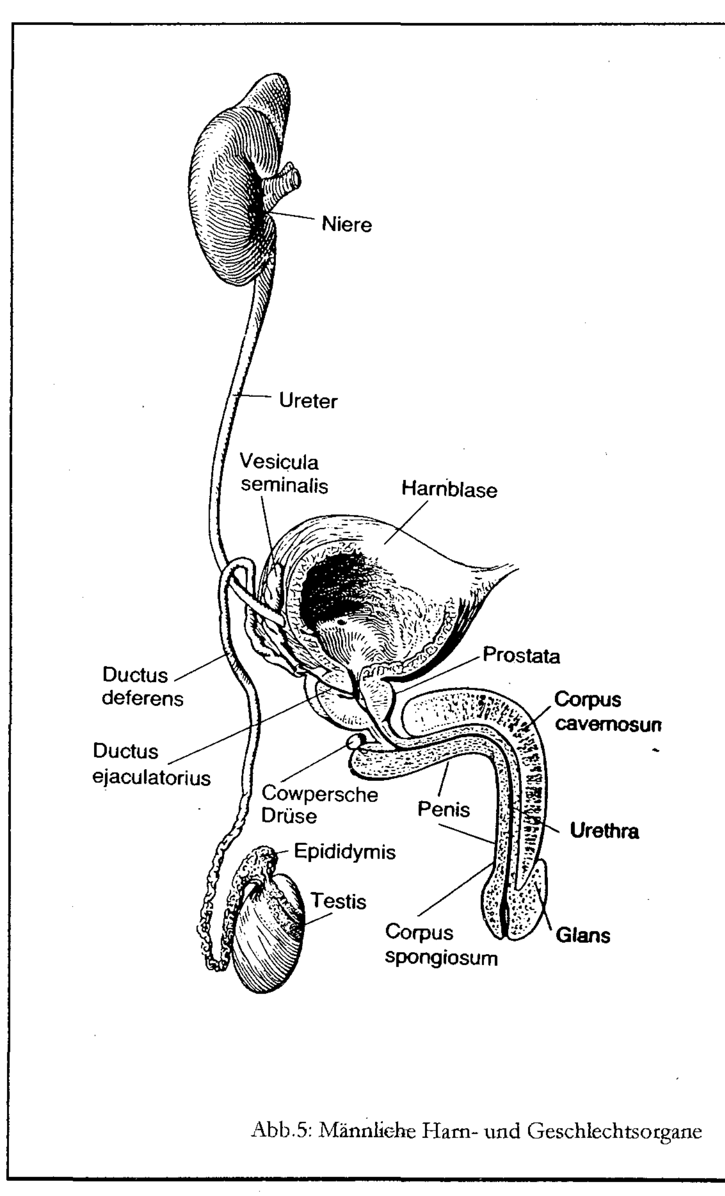


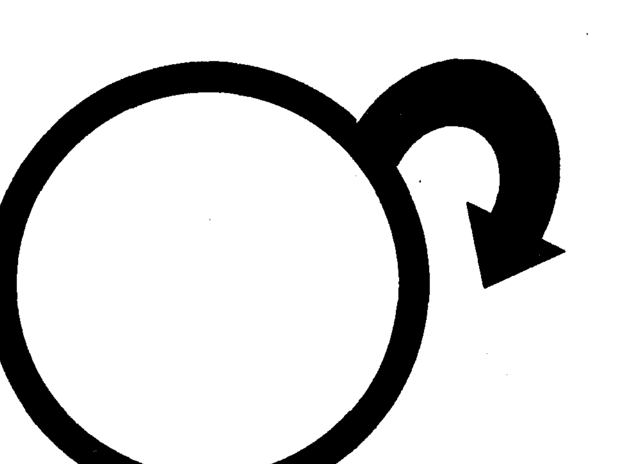
Abb.5: Männliche Harn- und Geschlechtsorgane

Samenleiter, Ausspritzgang und Harn- Samenröhre:

Der oben schon kurz besprochende Samenleiter (Ductus deferens) vereinigt sich innerhalb der Prostata mit den Ausführungsgängen der Bläschendrüsen (siehe unten) und wird ab dieser Stelle Ausspritzgang (Ductus ejaculatorius) genannt. Der Ausspritzgang transportiert also sowohl Spermien als auch das Sekret der Bläschendrüse und spritzt diese bei der Ejakulation in die Harnröhre ein, die dann zur kombinierten Harn-Samen- Röhre (Urethra) wird (im Gegensatz dazu ist die Harnröhre bei der Frau nicht identisch mit dem Geburtskanal). Die Harn-Samen- Röhre hat bis zur Spitze der Eichel eine Länge von ca. 20 – 25 cm (Abb.1+5).

Bläschendrüsen, Prostata, Cowper- Drüsen:

An den unteren Bereich der Harnblase angrenzend, liegen zwei gewundenen Drüsenschläuche, Bläschendrüsen (Vesicula seminalis, Abb.5) genannt. Sie geben ein alkalisches (hoher PH- Wert) und fruchtzuckerreiches Sekret ab, welches 50- 60% des Spermavolumens ausmacht. Das alkalische Sekret ermöglicht die Bewegungsfähigkeit der Spermien, die im sauren Milieu unbeweglich sind. Der Fruchtzucker dient der Ernährung der Spermien, bei denen es sich ja um lebendige Zellen handelt, die nach der Ejakulation z.B. im Scheidensekret der Frau bis zu vier Tagen überleben können (bei „natürlichen Verhütungsmethoden“ wie Temperaturkurve bedenken).



Die Prostata (Vorsteherdrüse, Abb. 1, 5+6) ist etwa kastanienförmig und -groß, sie liegt direkt unterhalb der Harnblase und umgibt die Harnröhre ringförmig. Die Prostata produziert ein dünnflüssiges, ebenfalls alkalisches Sekret (30-40% des Spermas), welches das Sekret der Bläschendrüsen ergänzt. Ebenfalls im Prostatasekret enthalten ist ein Prostatadrüsenprodukt, das Spermin, welches strukturstabilisiertend auf DNA, also auf das Erbgut wirkt.

Erkrankungen der Prostata sind leider häufig, bei 60% der Männer über 50 Jahren kommt es zu einer -gutartigen- Vergrößerung, mit Beschwerden wie häufiger Harndrang, nächtliches Wasserlassen und verminderter Druck beim pinkeln. Das führt - neben sozialen Problemen aufgrund des Geruchs bei mangelnder Hygiene- häufig zu Blasenentzündungen, weil die Blase nicht vollständig entleert werden kann und sich deshalb Bakterien hier gut vermehren können. Diese Entzündungen können auch leicht auf die Nieren übertreten und diese schädigen.
Auch ein Krebsgeschehen läuft nicht selten an der Prostata ab (dritthäufigste Krebsart beim Mann nach Lungen- und Magen- Darm-Krebs). Vorsorgeuntersuchungen sind deshalb wichtig, v.a. wenn oben geschilderte Beschwerden einer gutartigen Prostatavergrößerung bestehen.

Die Cowper („kauper“ ausgesprochen)- Drüsen liegen im unteren bindegewebigen Bekkenboden, zwischen Prostata und Schwellkörper des Penis (Abb. 5+ 6). Bei sexueller Erregung geben sie ein schleimiges Sekret in die Harn- Samen-Röhre ab. Zum einen wirkt dieses auf Urinreste in der Harn-Samen- Röhre ein und entgiften diese, zum anderen wirkt es als Gleitmittel. Es entleert sich tropfenweise aus der Harn- Samen- Röhre auf der Eichel („Freudentropfen“) und vermindern die Reibung sowohl zwischen Vorhaut und Eichel als auch zwischen Penis und Umgebung. Dieses Sekret enthält auch schon Spuren von Sperma, was wiederum bei Verhütungsmethoden wie „Aufpassen“, d.h. vor dem Samenerguß den Penis aus der Scheide ziehen, berücksichtigt werden sollte.

Der Penis:

Im Penis befinden sich drei längliche Schwellkörper. Diese werden aus unregelmäßig großen, untereinander in Verbindung stehenden venösen Bluträumen gebildet (Venen sind diejenigen Blutgefäße, die das Blut zum Herzen hin transportieren, wohingegen Arterien das Blut vom Herzen weg transportieren). Bei sexueller Erregung stellen sich die zuführenden Arterien weit, es fließt also mehr Blut in die Schwellkörper des Penis und dehnt diese aus. Die abführenden Venen werden komprimiert, so dass der größte Teil des Blutes im Schwellkörper zurückgehalten wird. Die Erektion des Penis kommt also durch das gestaute Blut zustande. Klingt die sexuelle Erregung ab, ziehen sich die Arterien zusammen, die Stauung des venösen Abflusses läßt nach, so dass wieder mehr Blut abfließen kann. Das Glied kehrt wieder zu seinem normalen schlaffen Zustand zurück.

Die Schwellung des Penis wird durch eine Bindegewebs- Muskelschicht zu den Seiten hin begrenzt. Um die Harn- Samen- Röhre herum befindet sich ein spezieller Schwellkörper, der einerseits einen Gegendruck zu dem äußeren Schwellkörper aufbaut, andererseits so weich und nachgiebig bleibt, dass die in der Mitte des Penis verlaufende Harn- Samen- Röhre nicht zusammengequetscht wird. Dieser Schwellkörper verlängert sich in die Eichel, die ebenfalls nicht zu einer harten Erektion, sondern nur zu einer weichen Schwellung fähig ist.

Die Eichel wird im erschlafften Zustand von der Vorhaut, einer losen kapuzenförmigen Hautfalte, welche am unteren Ende der Eichel angewachsen ist, fast vollständig umgeben. Bei einer Beschneidung (aus medizinischen oder rituellen Gründen) wird eben dieses Stück Haut entfernt.

Von einer Vorhautverengung (Phimose) wird gesprochen, wenn sich Schwierigkeiten ergeben, die Vorhaut über die Eichel zu streifen.

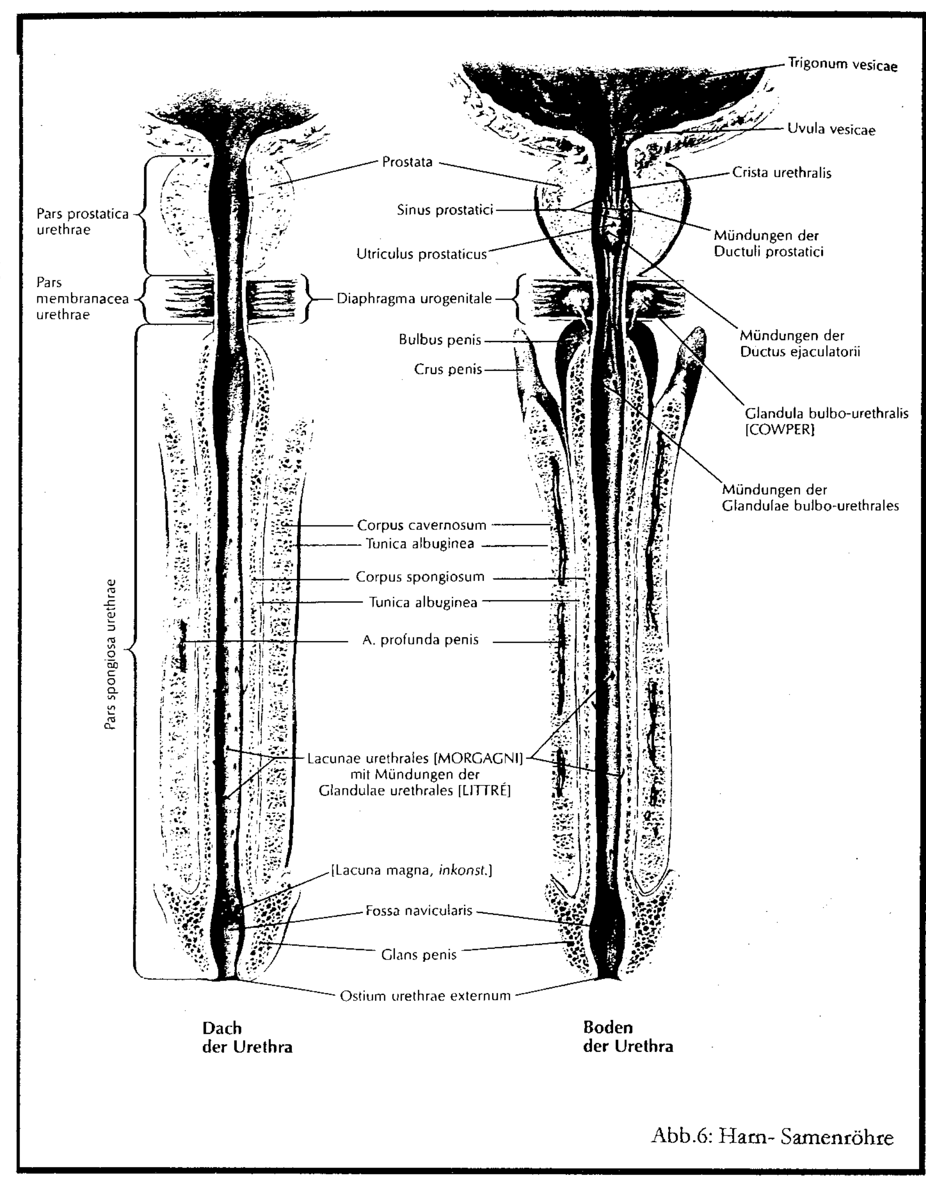


Abb.6: Harn- Samenröhre

Sterilisation:

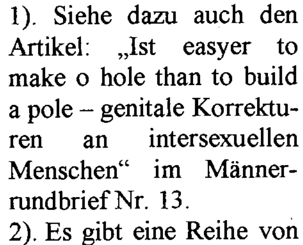
Bei einer Sterilisation des Mannes wird aus dem Samenleiter (die Verbindung zwischen Nebenhoden und Prostata, siehe oben) ein zwei bis drei Zentimeter langes Stück entfernt (Vasoresektion), was also dazu führt, dass keine Spermien mehr in die Harn- Samen- Röhre gelangen können (da die Spermien aber auch in anderen Abschnitten der Samenwege gespeichert werden, dauert es nach dem Eingriff bis zu neun Monaten,

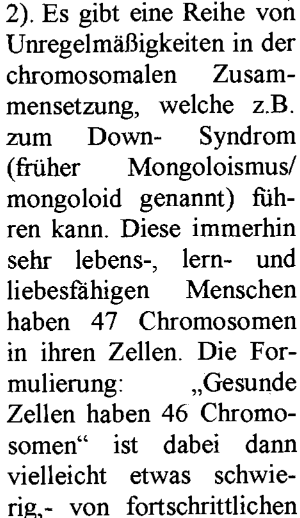
bis das Sperma vollständig samenfrei ist). Es kommt bei diesem Geschehen nicht zu einem Verlust von der Fähigkeit, Geschlechtsverkehr auszuüben (im Gegensatz zur Kastration, wo die Hoden entfernt oder kaputt gemacht werden – in den Hoden wird ja neben den Spermien auch das männliche Geschlechtshormon Testosteron gebildet, ohne das eine sexuelle Erregung für den Mann nicht möglich ist), auch kommt es weiterhin zu Samenergüssen, mit dem Unterschied, dass im Sperma sich keine Spermien mehr finden lassen. Das Sperma (das Ejakulat) wird zwar nach den Spermien benannt, besteht aber normalerweise nur zu 3-5% des Volumens aus Spermien, der Rest sind Sekrete aus den Bläschendrüsen (siehe oben), der Prostata und zu geringem Teil auch den Nebenhoden. Eine Sterilisation des Mannes ist wesentlich einfacher und komplikationsärmer als eine der Frau, die allerdings trotzdem weitaus öfter diesen Eingriff über sich ergehen läßt, wenn klar ist, dass es keine (weiteren) Kinder mehr geben soll.

Vorteile einer Sterilisation sind sicherlich, dass die Verantwortung für eine Verhütung von den Männern übernommen, und nicht wie sonst oft den Frauen überlassen wird (z.B. durch die „Pille"): Wenn ganz klar ist, dass einer keine Kinder (mehr) haben möchte, ist eine Sterilisation möglicherweise überlegenswert. Allerdings: Meinungen können sich ändern, wenn einer später doch noch Kinder haben will, könnte er sich über die damalige Entscheidung ärgern, v.a. wenn ein Rückgängigmachen mißlingt (es gibt die Möglichkeit einer Sterilitätsoperation, bei der versucht wird alles wieder rückgängig zu machen: Die durchtrennten Enden des Samenleiters wieder aneinanderwachsen zu lassen oder ein Stück Plastikschlauch als Verbindung einzusetzen. Die Chancen für den Erfolg stehen – je nach Situation – bei ca. 50%). Die Gefahr sich mit HIV (AIDS), Hepatitis oder einer Geschlechtskrankheit anzustecken wird selbstverständlich größer, wenn die Notwendigkeit mit einem Kondom zu verhüten entfällt, was ja vor allem dann wichtig wird, wenn GeschlechtsparnterInnen (oder die GeschlechtspartnerInnen der GeschlechtspartnerInnen...) häufig wechseln; mann kann sich also nicht so einfach von der Verantwortung für seine eigene Gesundheit und die anderer entbinden mit der Tatsache, sterilisiert zu sein.

Soweit ersteinmal, *Tha´sa*

Fußnoten:



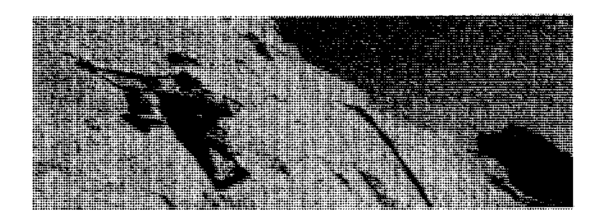


1). Siehe dazu auch den Artikel: „Ist easyer to make o hole than to build a pole – genitale Korrekturen an intersexuellen Menschen" im Männerrundbrief Nr. 13.

2). Es gibt eine Reihe von Unregelmäßigkeiten in der chromosomalen Zusammensetzung, welche z.B. zum Down- Syndrom (früher Mongoloismus/ mongoloid genannt) führen kann. Diese immerhin sehr lebens-, lern- und liebesfähigen Menschen haben 47 Chromosomen in ihren Zellen. Die Formulierung: „Gesunde Zellen haben 46 Chromosomen" ist dabei dann vielleicht etwas schwierig,- von fortschrittlichen Pflegenden werden Menschen mit Down- Syndrom oft als „anders gesund" bezeichnet. Neben den geistigen Entwicklungsschwierigkeiten sind Menschen mit Down Syndrom allerdings meist auch sehr anfällig für Infektionen, da das Abwehrsystem wesentlich weniger in der Lage ist mit diesen und anderen schädigenden Umweltreizen umzugehen.

3). Vielleicht könnte aber jemand anderes, Du z.B., an dieser Stelle mal seine Erfahrungen mit natürlichen Verhütungsmethoden zu Papier bringen oder auf den theoretischen Hintergrund genauer eingehen?! Wir freuen uns über Artikel.

4.) Das klinische Wörterbuch „Pschyrembel" (257. Auflage) definiert zu Orgasmus folgendes: (gr. ὀργη Leidenschaft, Trieb) m: (engl.) orgasm; Höhepunkt u. (meist) Befriedigung sexueller Erregung, i.d.R. beim Geschlechtsverkehr od. bei der Masturbation; physiol. Reaktionen: unwillkürl. Muskelkontraktionen insbesondere im Genitalbereich, aber auch im übrigen Körper; daneben Steigerung der Herzfrequenz, Blutdruckanstieg, Zunahme von Atemfrequenz u. –tiefe sowie versch. ausgeprägte Bewußtseinsveränderungen, bei Männern gefolgt von einer Refraktärperiode m. geringer sexueller Erregungsempfindlichkeit (s. Reaktionszyklus, sexueller). Beim männlichen Geschlecht sind Orgasmen m. Eintritt der Geschlechtsreife generell von einer Ejakulation begleitet; beim weiblichen Geschlecht wird z.T. eine Sekretion paraurethraler Drüsen beobachtet.

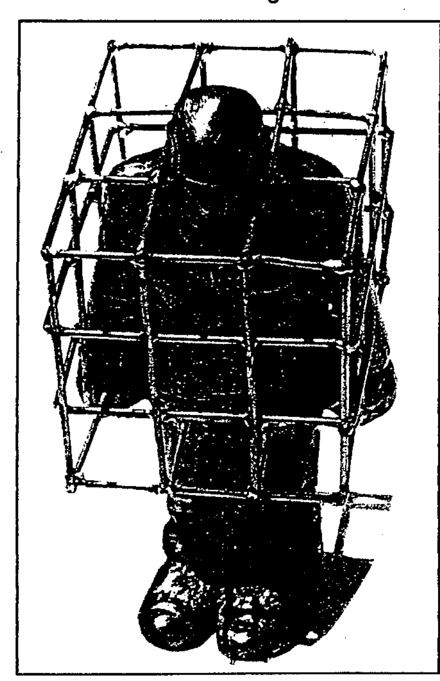


Therapie mit jugendlichen Sexualtätern

Ich habe im Winter ein Praktikum in der Beratungsstelle Neue Wege in Bochum gemacht, die unter anderem[1] mit jugendlichen Tätern sexualisierter Gewalt arbeitet und möchte aus dieser Perspektive einige meiner Erfahrungen sowie theoretische Reflexionen zu dem Thema vorstellen.
Für mich war das der erste Versuch, in einem professionellen Setting etwas zu Männerarbeit/ Jungenarbeit und gegen Männergewalt zu machen. Mit Jungen hatte ich bis dahin noch überhaupt nicht „gearbeitet" und ich hatte einigen Bammel vor den coolen Kids des neuen Jahrtausends (wo ich doch mit denen aus den 80ern schon nicht so gut klargekommen war...!). Ängste, nicht ernstgenommen zu werden, kämpfen zu müssen um meine Autorität, für spießig beurteilt zu werden in meiner seltsamen Praktitätigkeit. Ich habe ein bisschen gebraucht, um zu verstehen, dass ich da mehr in meiner eigenen Geschichte hing, in der bescheuerten Pubertät mehr als in der Gegenwart. Gut war für mich, dass ich dann sehen konnte, dass hinter meiner Abwehr und meinen Aggros gegenüber jungmackerhaften Typen von 13, 14, 15 (die, die so laut rumbrüllen in den Bussen und Bahnen) auch ein Teil Selbstschutz von mir ist, von vor 15 Jahren, als ich mich super ausgeschlossen gefühlt habe und eigentlich nichts wollte als dazuzugehören zu den coolen Jungen. Soll nicht heißen, dass ich rummackernde Typen jetzt toll finde.
Eine wichtige Basis der Arbeit mit den jugendlichen Tätern dort in der Beratungsstelle ist, dass den Jungen [2] mit viel Wohlwollen begegnet wird, dass sie in der Beratungsstelle weder verurteilt noch bestraft werden für das, was sie gemacht haben.

Parteiliche Arbeit

nennt sich das damit, die versucht, den Täter als ganze Person anzunehmen, ohne seine Taten zu entschuldigen oder zu akzeptieren. Nach außen hin, z.B. zur Begründung, warum Geld in diesen Bereich gesteckt werden sollte, kann durchaus mit dem präventiven Aspekt dieser Täterarbeit sowie mit der Verwirklichung von Opferschutz argumentiert werden. Der Standpunkt der dortigen Beratungsstelle war, dass in der Arbeit mit den Tätern aber ganz wichtig ist, seine Person in den Mittelpunkt der Arbeit zu stellen, sprich eine Behandlung *für den Jungen* und für *sein* Wohlbefinden zur Motivation hat. Konkret sieht eine solche Haltung im Erstkontakt so aus, dass der Jugendliche wirklich herzlich willkommen ist und dass ein Angebot formuliert wird: „Hier könntest Du lernen, Deine Bedürfnisse, auch Dein Sex-Bedürfnis, so zu befriedigen, dass niemand Probleme damit hat, dass alle sich sicher fühlen können und es Dir selbst besser geht!"



Kontraproduktiv wäre es dagegen, die Perspektive des jungen Täters und seine Bedürfnisse zu ignorieren. Oelemann/ Lempert, zwei Männer aus Hamburg, die das „Institut for Male" gegründet haben [3] und deren Ansatz die Konzeptualisierung des Täterprojektes von Neue Wege mit beeinflußt hat, sind der Meinung, dass der Gewaltkreislauf, in dem die Jugendlichen stecken, dadurch nur weiter verstärkt wird. Ihre These lautet, dass Jungen aufgrund einer *Abwehr von Ohnmacht* zu Tätern werden, dass also Macht oder Aggression keineswegs die Basismotivation des Täters ist, sexualisierte Gewalt auszuüben, sondern lediglich Ausdruck dieser Abwehr. Wenn der Täter in der Therapie „kleingemacht" wird, wenn er also in seinen eigenen Gefühlen von Wertlosigkeit bestärkt wird und damit erneute Ohnmachtsgefühle ausgelöst werden, wird das seine Gewalttätigkeit weiter fördern.

---

[1] Neue Wege war ursprünglich ausschließlich eine Beratungsstelle für die Opfer von sexualisierter Gewalt und Mißhandlung. Seit zwei Jahren läuft zudem ein von der Landesregierung NRW finanziertes Modellprojekt zur ambulanten Tätertherapie. Im Team der Beratungsstelle kommen damit TherapeutInnen zusammen, die mit Tätern arbeiten sowie welche, die mit Opfern arbeiten. Die Therapie von Opfern und Tätern ist räumlich voneinander getrennt, auch ist der/ die OpfertherapeutIn nicht gleichzeitig TherapeutIn des Täters.

[2] Es gibt auch Mädchen, die als Täterinnen in der Beratungsstelle auftauchten. Das Zahlenverhältnis für das Jahr 2000 lag, soweit ich mich erinnere, bei 56 Jungen als Täter und 2 Mädchen als Täterinnen. Im weiteren beziehe ich mich ausschließlich auf Jungen als Täter, da ich die Arbeit mit den jugendlichen Täterinnen nicht miterlebt habe.

[3] Am Institut for Male werden Männer in einer dreijährigen Weiterbildung zu Gewaltberatern/ Gewaltpädagogen ausgebildet. Der geschützte Gruppenname „Männer gegen Männergewalt" ist mit dem Institut in der Form verbunden, dass nur Männer Gruppenmitglieder werden können, die die Ausbildung absolviert haben. Derzeit gibt es in Deutschland ca. 15-20 solcher Gruppen. Seit diesem Jahr gibt es außerdem Weiterbildungsangebote, die auch Frauen offenstehen.

Oelemann/ Lempert sehen in der jungenspezifischen Sozialisation die Ursache dafür, dass so viele Jungen und Männer zu Gewalttätern werden. Der Ausgangspunkt dabei ist das Fehlen und v.a. auch die emotionale Unerreichbarkeit von Vätern und anderen Männern für die Jungen. Die Jungen lernen in Ermangelung männlicher Vorbilder, dass sie, um männlich zu sein oder zu werden, sich von Frauen und Mädchen zugeschriebenen Eigenschaften abgrenzen müssen.
Außerdem versuchen sie den Bildern von Männlichkeit, die ihnen via Medien, aber auch von den eigenen Vätern vorgegaukelt werden, nachzueifern. Männer kommen mit allem klar, haben keine Ängste, fühlen sich niemals ohnmächtig. Das Gefühl von Hilflosigkeit, das die Jungen empfinden und abzuwehren versuchen, ist demnach ein existentieller Angriff auf ihre (männliche) Identität, dieser Angriff wird durch verstärktes Macht- und Dominanzgebaren zu kompensieren versucht. Das Resultat ist die Entwicklung zum jugendlichen Gewalttäter.







Therapeutisch umgesetzt wird dieses Konzept (Gewalt zur Abwehr von Ohnmacht) zum Beispiel dadurch, dass es zu Beginn nicht darum geht, dass der Täter seine Tat bereut oder sich entschuldigt. Mit einer Entschuldigung (z.B. in Form eines Briefs an das oder die Opfer, der häufig viel zu früh verfaßt wird und teilweise auch abgeschickt wird, ohne den Wunsch des Opfers zu berücksichtigen, was eine enorme Belastung für diese Person darstellen kann) kann der Täter sich für seine Tat ent-schulden, das heißt, die Verantwortung für seine Tat abgeben. Das Kernstück der Thesen von Oelemann/ Lempert und ebenso der Arbeit in der Beratungsstelle Neue Wege ist eben dieses „Verantwortung übernehmen" des Täters- als permanente Übung und Ziel. Denn Gewalttäter sind Meister darin, andere für ihr Handeln und für ihre Gewalt verantwortlich zu machen
Der Ausstieg aus dem Gewaltkreislauf gelingt laut Oelemann alleine an diesem Punkt (**s. Abb.1**): dem Leugnen der Verantwortung für die Tat. Die Aufgabe des/der TherapeutIn ist es, in Beziehung zum Täter zu treten, ihm zu folgen, zu versuchen, seine Tat(en) zu verstehen („Wozu ist die Gewalt gut?" statt: „Warum bist Du gewalttätig geworden?") und ihn immer wieder mit seinen Gewalttaten zu konfrontieren.
Diese Arbeit am **Verantwortungs-Abwehr-System** des Täters, einem Begriff von Günther Deegener, ist vor allem in den ersten Wochen neben der Beziehungsaufnahme und Motivierung zur Therapie wichtig. Die Idee ist, dass möglichst die Aufdeckungskrise genutzt werden soll, in der der Junge steckt, wenn seine Tat(en) ans Licht kommen, bevor die Verleugnungen und Verzerrungen des jugendlichen Täters sich verfestigen, weil er sich gegenüber seiner sozialen Umwelt mittlerweile wiederholt gerechtfertigt und entschuldigt hat. Die konkrete Arbeit in den ersten Wochen besteht unter anderem in der Deliktrekonstruktion und darin, den Täter immer wieder mit dem zu konfrontieren, was er getan hat. Ziel ist es hierbei nicht, ein schlechtes Gewissen zu wecken (denn Schuld- und Reuegefühle gehören zum Gewaltkreislauf und verstärken diesen!, **s. Abb.1**), sondern dass der Junge es schafft, die naheliegende Verleugnung und Verharmlosung aufzugeben und stattdessen zu dem zu stehen, was er getan hat und damit die 100%ige Verantwortung für seine Tat(en) zu übernehmen.

Wie bewege ich Sexualtäter überhaupt dazu, eine Therapie zu beginnen?

Oelemann/ Lempert verfolgen hier einen sehr weitgehenden Ansatz: sie postulieren die freiwillige Mitarbeit der Täter als *Voraussetzung*. Sie argumentieren, dass die These, dass männliche Gewalttäter für therapeutische Veränderung anders nicht erreicht werden können, so nicht stimme. Vielmehr liege es am Image und Auftreten der hiesigen Sozialarbeit, das an den Bedürfnissen von 50% der Bevölkerung (nämlich den Männern) vorbeigehe, dass die Männer so selten therapeutische Angebote aufgriffen.
Das inhaltlich bedeutendere Argument der Beiden ist allerdings, dass Gewalttäter, die in einem Zwangskontext landeten, von der jeweiligen Institution die Verantwortung für die notwendige Arbeit abgenommen bekämen. Die fehlende Freiwilligkeit sei dabei also ein Setting, das den Gewalttäter genau in den Verhaltensmustern bestärke, mit denen er die Verantwortung an andere delegiere und die den Gewaltkreislauf verstärken, in dem er sich befindet (**s. Abb.1)**. Einschränkend sei hierzu bemerkt, dass Oelemann/ Lempert sozialen Druck von Seiten der Eltern jugendlicher Täter oder einer Heimleitung *nicht* als Zwangssetting begreifen, sondern lediglich einen justizialen Rahmen (Therapie oder Knast). Der

plakative Slogan Freiwilligkeit oder Zwang reduziert sich also auf die Frage, ob Täter mit gerichtlicher Auflage angenommen werden sollen, was die Hamburger Forscher ablehnen.

Die zu diesem Ansatz in Opposition stehende, allgemein vorherrschende Position ist jedoch, dass die wenigsten Sexualstraftäter von sich aus eine Therapie beginnen, dass also ein rechtlich verpflichtender Rahmen oder bei jüngeren Tätern sozialer Druck von seiten der Eltern, der Bezugspersonen oder des Heims meist am Anfang einer Therapie nötig sind. Ebenso klar ist allerdings, dass eine Zwangstherapie auf Dauer nicht erfolgreich sein kann und dass es in den ersten Kontakten darum gehen muß, den Täter dazu zu motivieren, dass er für sich selbst einen Sinn in der Therapie zu sehen beginnt. Dies wird dann als Aufbau von Sekundärmotivation bezeichnet. Auch den Vertretern des Zwangskontextes, bekannte Vertreter sind Ruud Bullens aus den Niederlanden oder R. Beckett aus Großbritannien, ist bewußt, dass eingesetzter Druck und Zwangsmittel dem Beziehungsaufbau im Wege stehen.

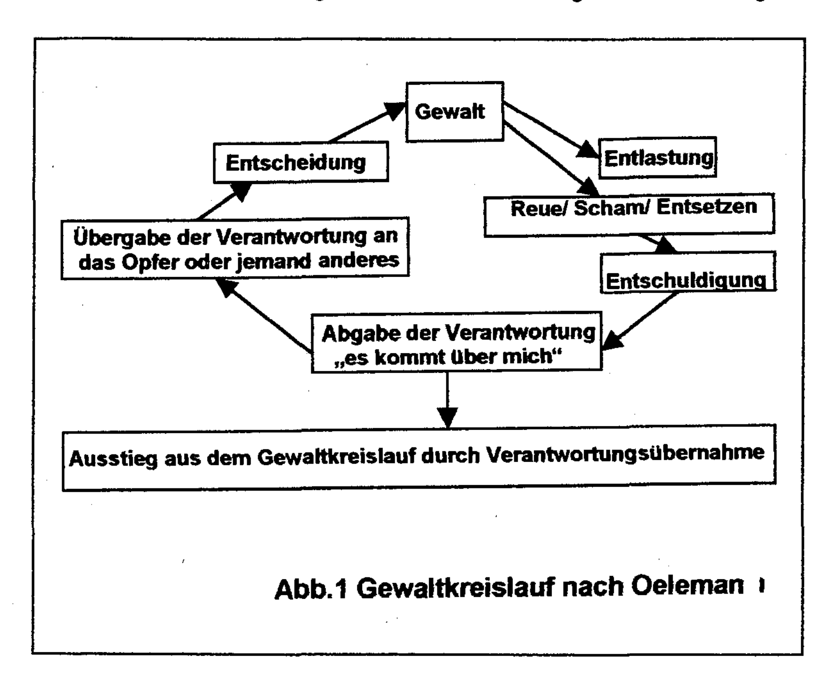


Abb.1 Gewaltkreislauf nach Oeleman

In der Beratungsstelle war diese Diskussion sehr präsent. Zu den Jungen und jugendlichen Tätern, die kamen, gehörten mehr als die Hälfte zu den über-14-jährigen und damit strafmündigen Tätern. Von diesen waren wiederum ca. die Hälfte über gerichtliche Auflagen geschickt worden, die andere Hälfte kam ohne dass eine Anzeige vorgelegen hätte, aber aufgrund von Druck durch das soziale Umfeld der Jugendlichen.
Es gab in der Zeit, in der ich da war, zwei Abbrecher, die über gerichtliche Auflagen gekommen waren. Gemäß der Logik von Oelemann/ Lempert könnte das der Beleg dafür sein, dass ein Zwangskontext einer Veränderung der Täter nur im Wege steht. Die Personen produzieren sozial angepaßtes Verhalten, das sie eh perfekt beherrschen und fliegen dann irgendwann raus, weil sie nicht bereit sind, sich die Situation, in der sie sexualisierte Gewalt ausgeübt haben, näher anzugucken.
Ich halte diese Logik von Oelemann/ Lempert für zu einseitig. Warum ist der gerichtliche Kontext so viel mehr ein Zwangskontext als der äußere Druck einer Heimleitung, die dem Täter einen Rausschmiß androht, wenn er nicht eine Beratung beginnen sollte? Und wichtiger noch, warum sollte es nicht möglich sein, eine Sekundärmotivation bei den Tätern aufzubauen, sodass sie selber für sich einen Sinn darin zu sehen beginnen, die Therapie weiterzumachen?
Die Anregung des Ansatzes, dass man bei Jugendlichen, die per gerichtlicher Auflage kommen, aufpassen muß, dass sie nicht nur sozial überangepaßtes Verhalten abspulen, eben weil sie nicht in den Knast wollen, finde ich dabei sehr wichtig. Ich fand den in Bochum verwirklichten Ansatz, der die Jugendlichen immer wieder mit den Gewalttaten konfrontiert, sehr stimmig. Natürlich kann es passieren, dass TherapeutInnen dabei Tätern auf den Leim gehen und in einzelnen Sitzungen nicht merken, dass es in der Therapie gar nicht wirklich oder nicht genug um das Thema sexuelle Gewalt geht.
Was ich als eine weitere wichtige Anregung des Ansatzes von Oelemann/ Lempert betrachte, ist die grundlegende Skepsis davor, sich in einen justizialen Kontext einbinden zu lassen, sodass plötzlich RichterInnen die AuftraggeberInnen sind, die die Kontrollfunktion an die TherapeutInnen delegieren.

Genauso wichtig scheint neben der Frage, inwiefern gerichtliche Auflagen einer Eigenmotivation der Täter im Wege stehen, zu sein, inwiefern das nahe soziale Umfeld, vor allem die Eltern des Täters, die Therapie unterstützen und gut finden. Bei den Jugendlichen, die abbrachen, gab es nicht nur eine gerichtliche Auflage, auch die jeweiligen Eltern waren sehr skeptisch gegenüber der Beratungsstelle und der Therapie ihres Sohnes eingestellt gewesen.

Persönlichkeit des/r Therapeuten/in

Mir persönlich ist wichtig zu betonen, dass die Tätertherapie, wie jede andere Psychotherapie auch, aber vielleicht noch mehr, auch stark mit der Person und Persönlichkeit des/ der Therapeuten/in steht und fällt. Kontakt- und Beziehungsaufbau, Einfühlung und Konfrontation sind dabei die Zauberworte, die meiner Ansicht nach die Selbstveränderung jugendlicher Täter stark beeinflussen und erleichtern können. Je mehr ich in der TherapeutInnenrolle mir bewußt bin darüber, was Sexualtäter in mir auslösen, umso offener kann ich reagieren, umso weniger muß ich mein Gegenüber abwerten für seine Tat(en), z.B. um mich als moralisch höherstehend zu empfinden, was, da bin ich mir sicher, überhaupt nichts bringt. Genauso wichtig

ist es, denke ich, meine Grenzen und die Grenzen meines Einflusses zu kennen, nicht in die Retterrolle zu gehen („wenn ich nur mehr täte, würde der sowas nicht mehr tun..."): verändern können sich die Sexualtäter dennoch nur aus eigener Motivation.
Ein weiterer wichtiger Aspekt ist, dass ich als männlicher Therapeut zeige, dass Männer Gefühle haben, Ängste haben und gar nicht alles können – und sie hierdurch das mögliche Spektrum an wie-Männer-sind- und sein-dürfen in der Vorstellung der Jungen erheblich erweitern bzw. die bestehenden Einschränkungen aufweichen.
An dieser Stelle möchte ich mich bei Werner Meyer-Deters bedanken, der mir mit seiner Arbeit, die er in Bochum tut, gezeigt hat, dass Einfühlung und Wertschätzung keine hohlen Phrasen in der Tätertherapie sein müssen, sondern von Herzen kommen können. Unser Kontakt hat mir Mut gemacht, weiche und warmherzige Seiten in mir und anderen Männern mehr zu sehen und wieder mehr zu suchen!

Neben der Persönlichkeit des Therapierenden ist ebenso wichtig zu betonen: Täterarbeit braucht einen tragfähigen Rahmen - ein konfliktfähiges Team, Supervision, eine Vernetzung der sozialen Dienste untereinander.

Fazit und Kritik

Den Ansatz zur ambulanten Tätertherapie mit Jugendlichen, wie ich ihn in Bochum kennengelernt habe, fand ich in sich stimmig. Jetzt, wo ich hier sitze, denke ich, ist ja klar, dass mich das anspricht, das rührt meine humanistische Seite an: ganz viel in Kontakt und Beziehung treten, ich als TherapeutIn muß meine eigenen Psychos klarkriegen, kann mein Gegenüber als Person annehmen, auch wenn er so etwas Schreckliches hat tun können. Aber bin ich nicht vielleicht zu unkritisch mit dem Konzept gewesen, gibt es nicht noch andere Sozialisationsgeschichten von Jungen – und haben die Zugehörigkeit zur sozialen Schicht oder Ethnizität keinen Einfluß auf unsere Männlichkeit? Anders herum gefragt: Ist die Geschichte von dem vater- und männerlosen Gesellen vielleicht vor allem eine für deutsche Jungs aus der Mittelschicht?

Ein konkreter schwieriger Punkt für mich war ein meiner Ansicht nach zu positiv besetztes Verständnis von Pornographiekonsum von Jungen und Männern à la „das ist okaye Sexualität, wenn Du solche Bilder zum Onanieren benutzt, weil es keine Grenzen von anderen Menschen überschreitet". Dass solche Bilder wahrscheinlich eine wichtige Rolle spielen in der Entwicklung von Jungen zu Gewalttätern, weil Frauen in den Bildern zu Objekten männlicher Lust reduziert werden, wurde so wie ich es erlebt habe, nicht in den Blick genommen.

Das zentrale Konzept der Ohnmachtserfahrung/ Gewalt als Abwehr von Ohnmacht von Oelemann/ Lempert hat mich sehr angesprochen. Einerseits läßt sich hierüber ein Bezug zur geschlechtsspezifischen Sozialisation stellen (auch wenn ich ihn in seiner Absolutheit eben gerade in Frage gestellt habe),









andererseits kann das Konzept notwendige Schritte des therapeutischen Prozesses stimmig erklären. Ich selbst habe stark den Eindruck, dass ich Gewaltphantasien, die ich habe, sehr klar auf erlebte Ohnmachtsgefühle zurückführen kann.
Meiner Ansicht nach gelingt hierüber sehr gut, psychische Prozesse von Jungen/ Männern und männlichen Gewalttätern in den Blick zu bekommen, ohne die Männer zu Opfern zu machen, weil gleichzeitig die volle Verantwortung für ihre Taten bei ihnen belassen wird.

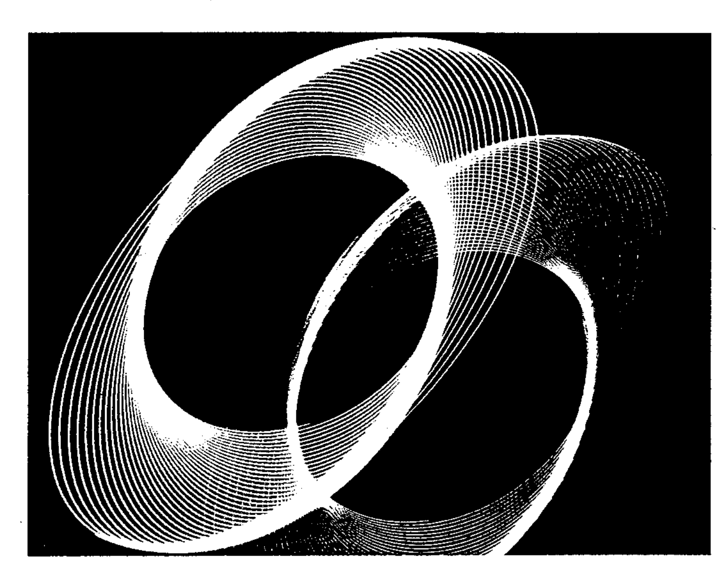
Selbstdarstellung des Sommercamp-Projekts

Wir planen vom 13.-22. Juli 2001 in der Naehe von Bremen das "antiracist antisexist summer camp".

Was wir wollen:
Unser Ausgangspunkt ist die Ueberzeugung, dass die verschiedenen gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhaeltnisse untrennbar miteinander verknuepft sind, sich also wechselseitig durchdringen und stabilisieren. Daraus wollen wir Konsequenzen ziehen. Unser Ziel ist es, zum Aufbau einer neuen Konstellation politischer Stroemungen beizutragen. "Neue Konstellation" heisst fuer uns: Endlich sollen antisexistische Positionen nicht mehr von FrauenLesbenzusammenhaengen gegen den passiven Widerstand der Mehrheit durchgekaempft werden muessen, sondern selbstverstaendlich sein; und endlich sollen Maenner aus eigener Initiative antisexistische Politik machen. Wir wollen ein Ende der Dominanz der heterosexuellen Kultur in der radikalen Linken, fuer die Schwule unterhaltsame bunte Einsprengsel sind, in der Lesben nahezu unsichtbar und Intersexe und Transgenders hoechstens Objekt wissenschaftlicher Neugierde sind. Unter einer neuen Konstellation stellen wir uns ausserdem eine vor, in der migrantische und juedische Leute, people of color... (egal, an welchem Ort aufgewachsen) selbstverstaendlich sind; wo die Umgangsformen und die Sprache der Mehrheitsgesellschaft nicht die Norm sind und weisse AntirassistInnen sich mit ihren eigenen Rassismen praktisch auseinandersetzen, anstatt nur fuer und ueber die sogenannten Unterdrueckten zu sprechen. Und nicht zuletzt wollen wir ein Buendnis, in dem es Leuten aus den Mittelschichten so schwer wie möglich gemacht wird, ihre Normen, Interessen und Selbstverstaendlichkeiten als das Normale, Interessante und Selbstverstaendliche durchzusetzen.

Wer wir sind:
Viele die bisher mitmachen, kennen sich aus linksradikalen Zusammenhaengen in Deutschland. Die meisten von uns haben einen deutschen Pass, nicht alle sind “weiss”. Wir haben verschiedene “sexuelle Orientierungen“, das zahlenmaessige Verhaeltnis von “Maennern”/Maennern zu “Frauen”/Frauen schwankt um 50:50. Es gibt auch Unterschiede, was die soziale Herkunft und unsere aktuelle “Klassenlage” betrifft.

Wie wir uns organisieren:



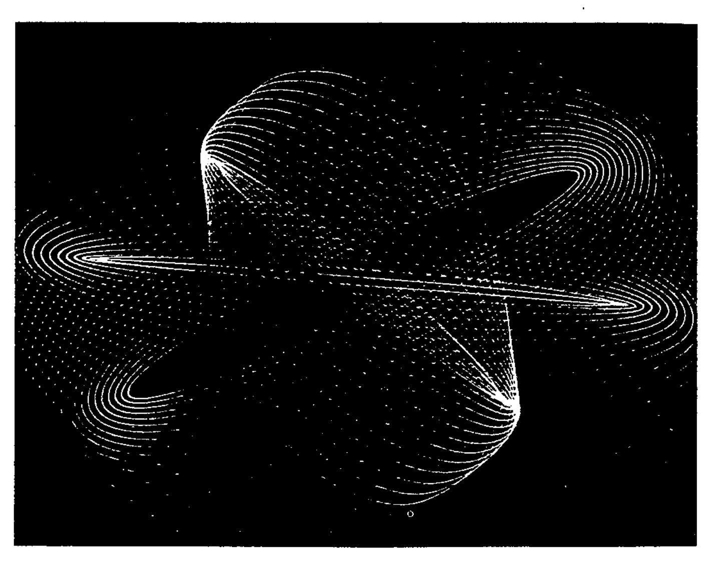
Seit August 2000 treffen wir uns monatlich an wechselnden Orten; bisher nur in Deutschland, moeglicherweise (bald) auch in Polen, den Niederlanden oder wohin auch immer wir eingeladen werden. Daneben gibt es in Berlin und in Bremen regionale Treffen. Eine separate aber koordinierte Organisierung von MigrantInnen bzw. People of color im Rahmen einer gemeinsamen Vernetzung koennen wir uns genauso gut vorstellen wie jede andere Form engerer Zusammenarbeit. Dass sich FrauenLesben im Rahmen der Campvorbereitung separat organisieren koennen, steht fuer uns ebenfalls ausser Frage. Wir versuchen in unserer konkreten politischen Praxis die Unterschiede zwischen uns zu ueberbruecken. Und obwohl unser Zusammenhang noch gar nicht so gemischt ist, wie wir es gerne haetten, haben wir schon reichlich zu tun.
Die Frage des Umgangs miteinander finden wir sehr wichtig und wir wollen definitiv etwas anderes als das politmackerhafte Rumgepose, das wir aus vielen linken Zusammenhaengen so gut kennen. Wobei das nicht die einzige Form von Maennerdominanz ist - beziehungsweise von Dominanz ueberhaupt -, die uns stoert. Wir bilden uns aber nicht ein, "die Loesung" gefunden zu haben, das heisst wir sind offen fuer neue Ideen und Umgangsformen.

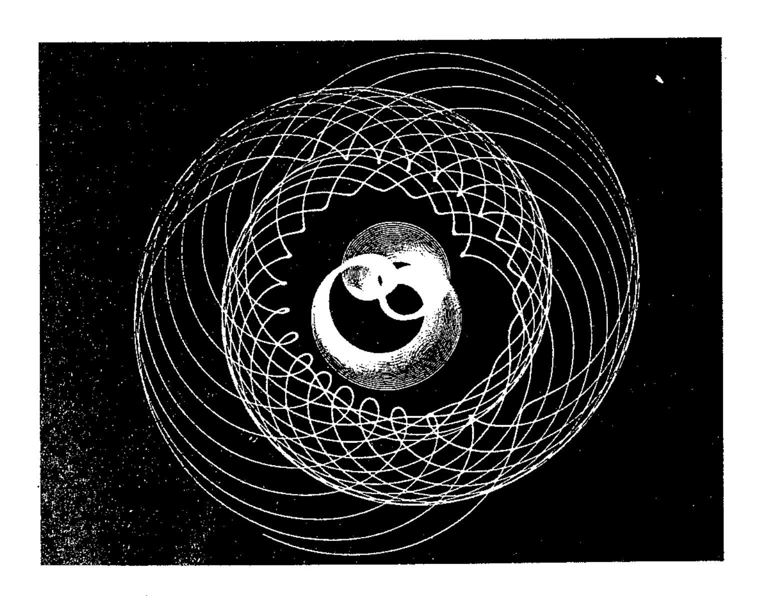
Worum soll es gehen?
Weil wir davon ausgehen dass saemtliche Macht- und Herrschaftsverhaeltnisse aufs engste miteinander verzahnt sind, und deshalb immer schon aufeinander verweisen, streben wir eine grosse thematische Vielfalt an. Fuer uns bedeutet das unter

anderem Auseinandersetzungen mit Sexismus, Antisemitismus, Heterosexismus, Nationalismus, Klassenausbeutung und Rassismus. Absolut wichtig finden wir, von Anfang an strukturelle Verknuepfungen zwischen einzelnen Macht- und Herrschaftsverhältnissen, oder Aspekten von diesen, herzustellen. Zum Beipiel indem der innere Zusammenhang von Maennlichkeit, Heterosexismus und Weißheit thematisiert wird. Welche der unzähligen möglichen Verbindungen zum Thema werden, haengt ganz entscheidend davon ab, was Ihr einbringt. Was wir unter all diesen Schlagwoertern inhaltlich begreifen, das ist in einem kurzen Text wie diesem einfach nicht darstellbar. Aber wir haben vor, eine Art Reader aus Texten und Thesenpapieren zu erstellen. Das summercamp soll keine Wald-und-Wiesen-Uni sein! Wir wuenschen uns offensive Aktionen genauso wie Arbeitsgruppen und planen eine groessere Aktion im Zusammenhang mit dem Camp. Wir haben vor, einzelnen Tagen thematische Uberschriften zu geben.

Identitaetspolitik?!?

Theoretische wie praktische Auseinandersetzungen rund um Identitaeten und Identitaetspolitiken sollen einen Schwerpunkt des Camps bilden. So wie es unterschiedliche Identitaetskonstruktionen gibt, gibt es auch unterschiedliche Identitaetspolitiken. Wir unterscheiden deshalb "essentialistische" Identitaetspolitiken, die meist auf den Erhalt von Privilegien oder auf ein Arrangement mit den Verhaeltnissen abzielen, von "strategischen" Identitaetspolitiken, die der Sabotage von Macht- und Herrschaftsverhaeltnissen dienen. Unter "essentialistischen" Identitaetspolitiken verstehen wir Politiken, die die gemeinsame Identitaet auf eine Wesenseigenschaft (Essenz), z.B. ein als natuerlich begriffenes Frau-Sein, zurueckfuehren. Unter "strategischen" Identitaetspolitiken verstehen wir dagegen Politiken, die die gemeinsame Identitaet pragmatisch als eine konstruierte Realitaet begreifen, wie z.B. viele FrauenLesben Zusammenhaenge. Wir wollen die komplexen Diskussionen um Identitaetspolitik aber nicht auf diese Unterscheidung reduzieren. Auf dem summercamp wollen wir uns nicht zuletzt mit strategischer Identitaetspolitik auseinandersetzen. Und darin vor allem mit der Frage, ob und wie es moeglich ist, trotz unterschiedlicher Erfahrungen politische Buendnisse zu schließen. Das herauszufinden, ist in erster Linie eine soziale Frage. Denn ob es gelingt, die mit Macht- und Herrschaftsverhaeltnissen verbundenen Differenzen im Denken, Koerperlich-Sein, Fuehlen und Handeln zu ueberbruecken, stellt sich erst im Kontakt selbst heraus: Ist es moeglich, einen wirklich respektvollen und gleichberechtigten Umgang miteinander zu etablieren (was nicht zuletzt ein hohes Maß an Sensibilitaet für unterschiedlichste Erfahrungshorizonte, Lebensrealitaeten und Verletzlichkeiten erfordert) oder nicht?



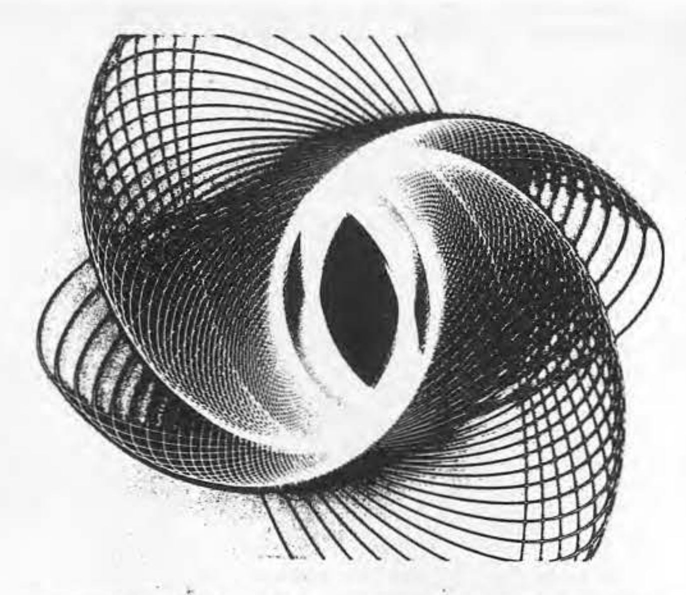


Camp Culture ?!?

Wir hoffen, dass das summercamp ein Schauplatz für Performances (z.B. Film, Musik, Artistik), subversive Kultur und kulturelle Subversion wird. Das nicht nur weil's Spass macht - was als Begruendung ja schon ausreichend waere -, sondern weil wir Kultur als einen Raum begreifen, in dem die Gesellschaft auf vielgestaltige und zum Teil konflikttraechtige Weise ihre Wissensbestaende, ihre Normen und Werte, ihre Denk- und Empfindungsstrukturen (re)produziert. Radikaler Widerstand darf also den kulturellen Raum auf keinen Fall vernachlaessigen und sollte es auch nicht versaeumen, selbst in die kulturelle Produktion einzusteigen - auf dass die herrschenden Muster des Sehens, Hörens und Empfindens subversiv unterlaufen werden!

Spaetestens jetzt werden so manche sagen, unser Programm sei definitiv nicht realisierbar. Dieser Einschaetzung geben wir insofern Recht, als wir ueberhaupt nicht davon ausgehen, bereits beim ersten summercamp alles realisieren zu können, was wir uns vorgenommen haben. Wir gehen davon aus, dass unser Projekt ein langfristiges ist, das langen Atem, große Frustrationstoleranz und viel Hartnaeckigkeit erfordert. Bisher hat es aber (zumindest teilweise) auch ziemlich Spass gemacht.

Wir hoffen auf rege transnationale radikale Beteiligung am Camp, bis dann
Der Vorbereitungszusammenhang



Die Protokolle unserer ueberregionalen Treffen sind auf unserer web site in verschiedenen Sprachen veroeffentlicht. Wenn ihr wollt, schicken wir sie euch auch per Post zu. Die Adresse unserer web site ist: www.summercamp.squat.net. Wenn ihr Zugang zum Netz habt, schaut euch die mal an, da gibt's Informationen, Termine, die Einladungen in verschiedenen Sprachen undsoweiter. Unsere e-mail Adresse ist: summercamp@squat.net
Post bitte an: summercamp c/o A6-Laden, Adabertstr. 6, 10999 Berlin

Dieses Treffen findet leider doch nicht statt, weil es nicht genug Menschen gab, die die Vorbereitung mitgetragen haben und weil die Menschen im, Vorbereitungskreis sich zu ähnlich waren ☺ (was im Gegensatz zum theoretischem Anspruch stand, nämlich das Treffen mit MigrantInnen, Trangsgender, unterschiedliche soziale Herkunft, etc., gemeinsam zu organisieren).

Das Reich der starken Männer

Die Abenteuer des Harry Potter sind aufregend, fantasievoll. Doch leider: Wie gehabt sind Männer die Helden und Frauen das schwache Geschlecht.

Von Christine Schoefer

Es waren genau vier Gründe, warum ich die Harry Potter Bücher kaufte: Ihr eindrucksvoller Vorsprung auf den Bestsellerlisten, die Verzükkung der Eltern über Harrys magische Fähigkeit, Kinder in leidenschaftliche Leser zu verwandeln, die Bettelei meiner Töchter - und die endlosen Wartelisten in der öffentlichen Bücherei. Kaum hatte ich „Harry Potter und der Stein der Weisen" in der Hand, las ich alle vier Bände in einem Rutsch zu Ende. Gruselige Geheimnisse und atemlose Spannung, eine zwingende Sprache und farbenfrohe Fantasie, magische Ereignisse, die sich mit alltäglichen Sorgen abwechseln – man musste die Bücher einfach verschlingen. Der sprechende Hut faszinierte mich, Quidditsch fesselte mich, in der Winkelgasse wäre ich am liebsten selbst einkaufen gegangen. Glauben Sie mir, ich habe wirklich versucht, die unterschwellige Frauenverachtung zu ignorieren. Ich wollte Harry Potter genauso lieben wie alle anderen. Aber wie konnte ich?

In Harry Zauberreich besteht die traditionelle Rollenverteilung unverändert fort: Männer beherrschen die Welt - und das ist gut so. Von der ersten Seite des ersten Bandes an sind es Jungen und Männer, Zauberer und Hexenmeister, die die Handlung dominieren. Harry, natürlich, ist die Hauptfigur. Im Kampf gegen die Kräfte der Dunkelheit – mit dem bösen Zauberer Lord Voldemort und seinen männlichen Gefolgsleuten – wird Harry unterstützt von dem ehrwürdigen Hexenmeister Dumbledore und einem farbenfrohen Set von männlichen Charakteren. Mädchen, wenn sie nicht und unsympathisch wirken, sind nur hilfreiche Instrumente. Kein Mädchen ist so überwältigend heldenhaft wie Harry, keine Frau so erfahren und weise wie Dumbledore. Das weibliche Rollenspektrum ist sogar so begrenzt, dass weder Frauen noch Mädchen auf der Seite des bösen mitwirken.

Aber, werden Sie einwerfen, was ist mit Harrys guter Freundin Hermine? In der Tat, sie ist die weibliche Hauptfigur und die beste Schülerin an der Zauberschule „Hogwarts". Sie nimmt jede Anstrengung auf sich, um die Anerkennung von Harry und seinem Freund Ron zu gewinnen. Lange umsonst. Bis zu Band 3 wird sie wie eine lästige Klette behandelt. Hermine ist intelligent, aber brav, und nervt die Jungen, weil sie gläubig die Schulregeln einhalten will. Gleich zu Beginn wird sie als eine herrschsüchtige Besserwisserin beschrieben, die die Jungen anfährt wie eine „wütende Gans". Angesichts eines schrecklichen Trolls „sinkt sie ängstlich zu Boden ... den Mund offen vor Furcht". Hermines Bücherwissen hat also seine Grenzen. Wie jedes Hollywood- Fräulein in Not muss sich Hermine ganz auf den Erfindungreichtum der Jungen verlassen. Nachdem Harry sie im ersten Band gerettet hat, ist die Hierarchie der Macht endgültig hergestellt.

Obwohl ich von Hermines Intelligenz beeindruckt war, tat sie mir leid. Sie strengt sich so an, um von Harry und Ron anerkannt zu werden, und dies obwohl die Jungen sie ständig abweisen und sich über sie lustig machen. Und sie hat keine Freundinnen. Tatsächlich scheint es keine anderen Mädchen an der Zauberschule zu geben, die ihrer - oder unserer - Aufmerksamkeit wert wären. Wieder und wieder geraten Hermines Gefühle in Konflikt mit ihrer Intelligenz, sodass sie den Kopf verliert, sobald sie ihr Wissen anwenden müsste. Für die Jungen zelebriert sie erfolgreich Zaubersprüche, aber ihren eigenen kriegt sie durcheinander. Ergebnis: Während die Jungen Abenteuer erleben, versteckt sie sich im Badezimmer, weil sie ihr Gesicht aus Versehen in einen Katzenkopf verwandelt hat.

Am Ende erringt Hermine den widerwilligen Respekt und die Freundschaft der Jungen, aber beide bleiben irritiert von ihrem Wissensdurst. Und wer kann es ihnen verübeln? Hermines Bücherliebe ist langweilig. Und ihr unbeirrtes Lernen wirkt fast krankhaft: Es macht sie launisch abwesend und gefährdet ihre Gesundheit – vor allem im dritten Band. Bis zum vierten Band spielt Hermines Aussehen glücklicherweise keine Rolle. Dann aber lässt sie ihre hervorstehenden Zähne richten und arbeitet überhaupt gründlich an ihrer Schönheit, ehe sie sich zum Schulball traut. Erst jetzt nehmen Harry und Ron sie wirklich als Mädchen wahr.

Dann ist da noch Rons jüngere Schwester Ginny. Sie errötet und stammelt, sobald sie Harry begegnet. Und ihr ergeht es noch schlechter als Hermine. Die „dumme kleine Ginny" wird unwissentlich immer zum Werkzeug des Bösen, sobald sie an ihrem Zaubertagebuch schreibt. Monatelang vertraut das „alberne kleine Balg" ihm all ihre „jämmerlichen Sorgen" an. Uns wird mitgeteilt, wie langweilig es ist, sich die „törichten kleinen Nöte einer elfjährigen" anzuhören.

Wieder und wieder werden uns Mädchen vorgeführt, die so sehr in ihren Gefühlen verstricht sind, dass sie den Überblick verlieren. Wir sehen zu wie sie „kreischen", „schreien", „nach Luft

schnappen“ oder „kichern“, während die Jungen stets Haltung bewahren. Die Mädchen verharren am Rand des Abgrunds, während die Jungen mitten hinein springen. Während Harry Freunde darum betteln, dass sie seinen brandneuen Zauberbesen reiten dürfen, ist Klassenkameradin Penelope zufrieden, wenn sie ich nur halten darf.

Die einzige weibliche Autorität ist die glubschäugige, dünnlippige Minerva McGonagall, Professorin für Verwandlungen und stellvertretende Schulleiterin. Streng statt charismatisch sieht sie ihre Schüler an „wie ein grimmiger Adler“. McGonagall ist Dumbledores rechte Hand und fügt sich ihm in jeder Hinsicht- Während er die Weisheit besitzt, hinter die Regeln zu blicken und sie souverän ignoriert, ist McGonagall in den Regeln gefangen und setzt sie strikt durch. Obwohl sie sich so sehr bemüht, ihre Gefühle zu kontrollieren, wird sie von ihnen überwältigt, sobald die Krise naht, weil ihr Dumbledores Fähigkeit fehlt, stets das große Ganze zu sehen. Als Harry aus der Kammer der Geheimnisse zurückkehrt, greift sie sich an die Brust, ringt nach Luft und krächzt, während der allwissende Dumbledore nur strahlt.

Sybille Trelawney ist für das Unterrichtsfach Wahrsagungen zuständig. Sie lehrt Teesatz- Lesen, Handlesen und Kristallkugel- Gucken all die Künste der Intuition, die im allgemeinen mit Frauen in Verbindung gebracht werden. Aber sie wird als Scharlatanin dargestellt, deren „hellseherische Vibrationen“ ein ständiger Gegenstand der Verachtung und des Amüsements sind. Als sie ein einziges Mal eine richtige Prophezeiung abgibt, merkt sie es nicht mal, weil sie gerade in Ohnmacht gefallen ist.

Im vierten Band wird es leider nicht besser. Gleich am Anfang tauchen die silberblonden Veelas auf, eine Art Sirenen von Überirdischer Schönheit, die sich in kreischende Furien verwandeln können. Und die Reporterin Rita Skeeter ist eine neugierige, bösartige Lügnerin, die von Hermine in einen Käfer verwandelt wird. Frauensolidarität ist bei solch negativ gezeichneten Figuren natürlich nicht drin.

Ich bin verwundert, dass die Autorin (sogar die Mutter einer Tochter) ein Buch so voller Klischees verfasst hat. Ist es denn wirklich schwieriger, sich eine Schulleiterin vorzustellen, die witzig und weise, intelligent und leidenschaftlich ist, als sich ein Einhorn mit Silberblut auszudenken? Braucht man mehr Fantasie, um eine kluge, mutige und liebenswerte Heldin zu entwerfen als den wunderbaren Speisesaal in Hogwarts?

Es ist leicht zu verstehen, warum Jungen Harrys Abenteuer lieben. Mädchen haben die Gabe sich in männliche Rollen hineinzuversetzen (eine Fähigkeit der Empathie, die umgekehrt Jungen zu fehlen scheint), und die erlaubt es ihnen, sich nicht gemeint zu fühlen von den engen und begrenzten weiblichen Charakteren. Aber ich staune über die Eltern; schließlich lesen viele von ihnen begeistert Harry Potter- Geschichten gemeinsam mit ihren Kindern. Ist unser Wunsch nach einer Zauberwelt so tief, unser Drang nach Überraschung so stark, unsere Dankbarkeit für eine gut erzählte Geschichte so groß, dass wir bereit sind, unseren kritischen Verstand auszuschalten? Oder sind die Klischees in der Geschichte ein wichtiger Teil unserer Faszination – fühlen wir uns getröstet von einer Welt, in der die traditionellen Geschlechterrollen so unerschüttert sind?



Ich habe gelernt, dass Harry Potter eine heilige Kuh ist. Meine Einwände haben mir viel Kritik eingetragen. Potter- Fans betrachten mich als eine unverbesserliche, humorlose Feministin, die ihnen das kleine bißchen Spaß vermiesen will, das sie gerade für sich entdeckt haben. Dabei hat mir die fantastische Welt der Zauberer, Hexen, Bestien und Muggels genau so gut gefallen wie den anderen Lesern. Aber ist das ein Grund zu ignorieren dass etwas Wichtiges fehlt?

(Geklaut aus der taz)

Christine Schoefer ist Mutter von drei Töchtern, die begeisterte Harry Potter- Fans sind. Die Deutschamerikanerin ist freie Journalistin in den USA und schreibt u.a. für „Nation“, „Los Angeles Times“ und „San Francisco Chronicle“.



Astronaut Fuß auf Erde gesetzt

Nicht der Feminismus hat die Männlichkeitskrise ausgelöst, sondern die postindustrielle Fun- Gesellschaft, meint Susan Faludi

Von Sascha Michel

Von Viagra bis *Fight Club*, von prügelnden Skinheads bis zu *Men's Health*: Männlichkeit ist längst zum öffentlichen Thema geworden. Die medienwirksame Pointierung, die dabei vorgenommen wird, läuft in der Regel auf die Diagnose einer Krise der Männlichkeit hinaus. Fast scheint es, als ob man über das eine nicht ohne das andere reden könnte: Die fortwährende Thematisierung wirkt per se bereits wie ein Symptom der Krise und deutet darauf hin, dass sich Männlichkeit eben nicht mehr von selbst versteht.

Bereits in ihrem letzten Buch über den Backlash, den Gegenschlag gegen die Frauenbewegung der 80er Jahre, hatte Susan Faludi von einer Männlichkeitskrise in den USA gesprochen. Ausgelöst worden war diese durch den als bedrohlich erfahrenen Anspruch der Frauen auf Gleichberechtigung, und sie ging nicht zufällig in vielen Fällen mit einem antifeministischen Affekt einher. In ihrem neuen Buch geht Faludi über diesen eigenen Erklärungsansatz hinaus, dem das Krisengerede letztlich als überzogen galt und der zu kurz griff, als er analog zum Antifeminismus auch die Männlichkeitskrise auf die Frauenbewegung zurückführte.

Im Gegensatz dazu vertritt Faludi heute die These, dass die Krise von den historisch etablierten Männlichkeitsbildern selbst hervorgerufen wurde und in Zusammenhang mit gesellschaftlichen Entwicklungen zu sehen ist, die mit den Forderungen des Feminismus zunächst einmal gar nichts zu tun haben. Nach Faludi verbindet diese gesellschaftliche Entwicklung gerade die Männer mit den Frauen. Denn mit dem Übergang in die postindustrielle Dienstleistungs- und Fun- Gesellschaft, so die These, sind die Männer in eine Situation geraten, die mit der Situation zu Beginn der zweiten Welle der Frauenbewegung vergleichbar ist: Wie die Frauen zu der Zeit im Gefängnis eines „Weiblichkeitswahns" steckten, so müssen inzwischen auch die Männer immer mehr damit zurechtkommen, sich in einer kommerzialisierten (Medien-)Welt des bloßen Fassaden-Individualismus und permanenten Schönheitswettbewerbs zu bewegen.

Was die Frauen damals auf die Barrikaden brachte, löst jetzt bei den Männern allerdings nur ein Prozess der ohnmächtigen Enttäuschung und Desillusionierung aus. Im Unterschied nämlich zu den in die Privatsphäre eingeschlossenen Frauen der 50er und 60er Jahre sind die amerikanischen Männer um ein großes, öffentliches Versprechen betrogen worden, das es für die Frauen nie gegeben hatte und das heroische Männlichkeit mit nationalem Auftrag verband: Zu diesem Versprechen gehörte vom Wilden Westen über die Frontlinien des Zweiten Weltkrieges bis zum Sternenhimmel die Herausforderung einer eindeutigen Grenze, klar auszumachende Feinde, ob Indianer, Nazis oder Kommunisten, eine verlässliche Bruderschaft wie die Armee oder die Firma, für die man lebenslänglich arbeitete, eine intakte Familie zu Hause, die es zu schützen galt. Im Laufe der von Faludi diagnostizierten gesellschaftlichen Veränderung geriet dieses nationale Paradigma der Männlichkeit zunehmend in Widerspruch zu einer sozialen Realität, die es einst ideologisch angemessen flankiert hatte.

Mit den Chancen, die durch die neue soziale Realität gerade in Hinblick auf den Umgang mit Geschlechterrollen entstehen können, beschäftigt sich Faludi nicht. Die Männer, die sie im Blick hat, sind keine privilegierten „Softies", die sich mehr oder weniger damit arrangiert haben, dass zumindest im Beziehungsalltag die Zeiten einer halbierte Moderne vorüber sind. Schon gar nicht hat sie die *gender*- Maskeraden postmoderner Ironiker vor Augen. Die Reise durch die amerikanische Nachkriegsgesellschaft, die Faludi in ihrem Buch unternimmt, führt sie vielmehr zu denjenigen Männern, für die das traditionelle Männerbild noch eine zentrale Bedeutung besitzt.

Auch die psychologisierende Herangehensweise Faludis wirkt vor dem Hintergrund neuerer poststrukturalistischer Ansätze eher altmodisch und führt etwa bei der Thematisierung von männlicher Gewalt nicht sehr weit über die Einsicht heraus, dass Aggressivität nun einmal kein Zeichen von Stärke, sondern eher von Angst und Verunsicherung ist. Dennoch ist Faludi gerade aufgrund der Klarheit ihrer Thesen und wegen der beeindruckenden Materialfülle, die sie ausbreitet, ein gewichtiges Buch über Männlichkeit gelungen, das zugleich eine spannende Geschichte über die amerikanische Nachkriegsgesellschaft erzählt.

(Aus: Frankfurter Rundschau: Das politische Buch, vom 26.03.2001)

Susan Faludi:
Männer. Das betrogene Geschlecht.
Rowohlt Verlag, Reinbeck 2001
636 Seiten, 49,90DM



Ein von der Krise der Männlichkeit offenbar nichts ahnendender, vergnügter Vater in den Siebzigern. Hoffentlich ist er nicht über die Rassel gefahren. (Bild: Oskar Treichel)

Rückseite